

IV. Der Augenzeuge und das Kriegserlebnis – Feldpostbriefe zwischen den Kriegen

IV.1. Kriegserlebnis und Feldpostbriefe

*„Es wird über alles räsoniert.
Dokumente sind das nicht.“¹*

„Wer will sagen, welches das echte Kriegserlebnis war?“ Diese Frage stellt Kurt Sontheimer in seiner Untersuchung des Phänomens „Kriegserlebnis“ und dessen Bedeutung für das „antidemokratische Denken“ in der Weimarer Republik. Natürlich weiß Sontheimer, daß diese Frage im Grunde nicht zu entscheiden ist. Eindeutig belegbar – und das analysierte der Politikwissenschaftler richtungsweisend für die spätere Forschung – ist dagegen die ideologische Funktionalisierung des Kriegserlebnisses im Sinne eines kriegerischen und soldatischen Nationalismus, der das Scheitern der Republik beschleunigte.²

Was zunächst als ein normaler Vorgang erscheint: daß sich während und nach diesem Weltkrieg Mythen und Legenden bilden, die in Veteranenvereinen und -verbänden gepflegt werden, weitete sich vor allem in Deutschland, forciert durch Charakter und Verlauf der Freikorpskämpfe, zu einem staatsgefährdenden Angriff auf die Republik aus. Ob nun elitär die „Herrschaft der Minderwertigen“ beklagt und der soldatisch-autoritäre Staat eingeklagt, oder ob gezielt die Legende vom „Dolchstoß“ verbreitet wurde, stets basierten solche Botschaften auch auf dem Kriegserlebnis. Das Bild, das dabei vom Soldaten gezeichnet wurde, zeigte – ausgehend vom begeisterten, kriegsfreiwilligen Studenten und dem braven, feldgrauen Landwehrmann des ersten Kriegsjahres – nach Verdun den stahlharten Stoßtruppführer, bis es schließlich bei dem des „böhmischen Gefreiten“ endete, der „den deutschen Frontkämpfer schlechthin verkörpert“.³

¹ WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd. 4, Sitzung v. 4.2.1926 / Sachverständiger Gen. d. Inf. v. Kuhl, S. 143.

² K. Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München 1978 (1962), S. 110; vgl. S. 93-111. S. auch: K. Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek b. Hamburg 1980. Theweleit vertritt eine Gegenposition zu Sontheimer, der aus politologischer Sicht die Bedeutung des Weltkriegserlebnisses für die Herausbildung antidemokratischer, präfaschistischer Ideologien betont. Theweileits Ansicht nach ist der Typus des von ihm untersuchten „soldatischen Mannes“ bzw. dessen psychische Struktur, und das wird leicht übersehen, nicht durch den Ersten Weltkrieg erzeugt worden, sondern bereits in der frühkindlichen Sozialisation und durch die Erziehung, z.B. in den Kadettenanstalten. Seine Schlußfolgerung: „Der Mythos vom Fronterlebnis, das einen Männertyp schuf, der nicht mehr zivil- und friedensfähig war, entpuppte sich schließlich als hervorragendes Vehikel zur Verschleierung der Genese des deutschen Faschismus.“ Bd.2, S. 351.

³ So G. Lutz in seiner der Forschung als Materialsammlung dienlichen, Reinhard Heydrich gewidmeten Dissertation: Die Frontgemeinschaft. Das Gemeinschaftserleben in der Kriegsliteratur, Greifswald 1936, S. 92. – Eric J. Leed ortet in der Kriegsliteratur drei Soldatentypen, die für die drei wesentlichen Phasen des Weltkriegs stehen: der junge Freiwillige von 1914 als Sinnbild idealistischer Erwartungen, der zur Bewegungslosigkeit verdamnte, passive Soldat des Stellungskrieges als Opfer und die kleine Zahl der

Vermarktung und politische Instrumentalisierung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik gingen dabei Hand in Hand.

Der Feldpostbrief gewann vor dem Hintergrund von Niederlage und Revolution neuerlich an Bedeutung. Nach seiner Hochzeit vor allem zu Beginn des Weltkrieges, der massenhaften Publikation in Zeitungen und Editionen und der vielfältigen Nutzung als ‚psychologisches Dokument‘ wurde er Bestandteil einer Diskussion, die rasch ebenso polarisierende wie für die Verfassung der Republik paradigmatische Züge annehmen sollte. Vor allem in den zwanziger Jahren bestimmte diese Auseinandersetzung zum einen die politisch motivierte Rezeption der Kriegsliteratur und prägte zum anderen die zeitgenössische militärhistorische und kriegspsychologische Untersuchung und Darstellung des Krieges (vgl. IV. 1.2. u. 1.3.). In beiden Bereichen dienten Feldpostbriefe zumindest vordergründig als Gradmesser, als gleichsam authentische Vergleichsgrößen, die parallel zu den politischen Gegensätzen in der Interpretation des Weltkrieges und in seiner verabsolutierten heroischen Deutung zum Einsatz kamen. Eine nähere Betrachtung dieser Rolle von Feldpostbriefen - und ihrer literarischen, militärhistorischen und kriegspsychologischen Auffächerung - ist Gegenstand der folgenden Seiten.

1.1. Feldpostbriefe in der Kriegserlebnisdiskussion nach 1918

„Wo ist die Wahrheit über den Krieg?“ Diese sehr freie, auf Werbewirksamkeit spekulierende Titelübersetzung des zweiten Buches von Jean Norton Cru (*Du Témoignage*, 1930), das knapp zwei Jahre nach seinem Erscheinen schon in deutscher Übertragung vorlag, könnte das Motto abgeben, unter dem sich die Rezeption der Kriegsliteratur nach 1918 vollzog. Mit der Frage Crus - vorgetragen mit dem Pathos des in vorderster Linie kämpfenden Poilus - wurde gleichsam der Prozeß eröffnet gegen die bisherigen Darstellungen des Krieges von oben, gegen jene, die aus „Vaterlandsliebe, Ruhmsucht und aus den überlieferten Anschauungen heraus“ Quellen und Urkunden „entstellten“.⁴

Sturmtruppsoldaten in ihrem elitären Selbstverständnis als ‚Überwinder‘ der erstarrten Fronten und des überlegenen, feindlichen Materials. E. J. Leed, *No Man's Land. Combat and Identity in World War I*, Cambridge 1979; vgl. auch: ders., *Class and Desillusionment in World War I*, in: *JMH* 50 (1978), S. 680-699. Vgl. auch: O. Bartov, *Man and Mass: reality and the heroic image in war*, in: *HM* 1989, Nr. 2, S. 99-122, S. 116. Vgl. auch: Bernd Hüppauf, *Langemarck, Verdun and the Myth of a New Man in Germany after the First World War*, in: *War & Society*, 6 (1989), Nr. 2, S. 70-103.

⁴ J. N. Cru, *Wo ist die Wahrheit über den Krieg? Eine kritische Studie mit Berichten von Augenzeugen*, Potsdam 1932, S. 8.

Vor diesem Hintergrund waren literarische Kriterien für die Bewertung der Roman- und Erzählliteratur über den Weltkrieg sekundär geworden. Ihre kritische Aufnahme in der Öffentlichkeit wurde wie ein Gerichtsprozeß mit Zeugen, Angeklagten, Klägern und Staatsanwälten inszeniert. Ziel war die „Kenntnis des Krieges“, die zu erlangen man sich „von den Täuschungen der militärischen Überlieferung, der volkstümlichen Legende und der romanhaften Erfindung freimachen“ mußte.⁵

Ebenso auffällig und zudem international beobachtbar wie die Konzentration der Kritik auf den Wahrheitsgehalt, den gleichsam authentischen Kern fiktionaler und autobiographischer Kriegserlebnisse war die enge Verzahnung dieser immens politischen Betrachtungsweise mit dem, was wir heute mit nicht unproblematischer Metaphorik als die Sicht von unten bezeichnen. Diese Perspektive, wenngleich natürlich in unterschiedlichster Weise literarisch gestaltet, fand sich gleichermaßen in Ernst Jüngers Tagebüchern, in Barbusses „Le Feu“, Robert Graves „Goodbye to All That“, Miroslav Krležas Erzählungen oder Remarques „Im Westen nichts Neues“. Der alltägliche Terror, die daraus resultierenden Zweifel und Ängste sowie möglicherweise das eigene Versagen kamen dadurch geradezu zwangsläufig ans Licht. Es zeigte sich überdeutlich, was Cru so bilanzierte:

„Man hatte uns über den Mut, die Vaterlandsliebe, das Opfer, den Tod getäuscht, und bei den ersten Kugeln erkannten wir plötzlich die Lüge der Anekdote, der Geschichte, der Literatur, der Kunst, der Faselei alter Veteranen und der offiziellen Reden. Was wir sahen, was wir empfanden, hatte nichts gemein mit dem, was wir erwarten mußten nach allem, was wir gelesen und gehört hatten.“⁶

Allerdings, getäuschte Erwartungen und reale Erfahrungen zeitigten in der Summe der daraus gewonnenen, über den Krieg hinaus geretteten Hoffnungen gänzlich unterschiedliche Inhalte. Und ob dies hieß, wie etwa bei Cru, daß „der Krieg [...] nicht Sache des Menschen“ ist, war lange nicht ausgemacht.⁷

Mit ihrer Veröffentlichung nämlich waren die Texte, wenn von den Autoren nicht sowieso beabsichtigt, in ein politisches Kraftfeld geraten. In dessen Kontext wurde schnell deutlich, wie umfassend die Darstellungen des Krieges aus der Sicht der Betroffenen bereits kanonisiert und Ende der zwanziger Jahre mit der

⁵ Ebd., S. 96; vgl. auch: ders., *Témoins. Essai d'analyse et de critique des souvenirs de combattants* édités en français de 1915 ... 1928, Paris 1929. Das Buch ist die Grundlage für die Zusammenfassung seines Materials und seiner Thesen, die Cru mit „Du Témoignage“ vorlegte. Ähnlich auch: D. Jerrold, *The Lie about the War*, London 1930.

⁶ J. N. Cru, *Wo ist die Wahrheit über den Krieg*, S. 17.

⁷ Ebd. Vgl. auch: Antoine Prost; er stellt für die französischen Veteranen fest: „[...] the antimilitarism of the veterans was evident, seen not only in their style of organisation and their activities, but in the opinions they expressed, notably on war and peace.“ A. Prost, *In the Wake of War. „Les Anciens Combattants“ and French Society 1914-1933*, Oxford 1992, S. 51-78, S. 51.

ganzen Macht öffentlich betriebener Erinnerung besetzt waren. Kriegserlebnisse und daraus um den Preis ihrer Komplexität gewonnene Zukunftserwartungen überlagerten einander ununterscheidbar. Angesichts wechselnder politischer und ökonomischer Krisen in der Weimarer Republik war die im Erlebnis wie in der Erinnerung verkapselte Erfahrung als subjektive Dimension des Krieges - und oft unter Aussparung ihrer widersprüchlichen und mittlerweile wenig attraktiven Bestandteile - intensivsten Deutungs- und Instrumentalisierungsversuchen ausgesetzt. Nie zuvor und bisher nie mehr danach ist Literatur in einem solchen internationalen Ausmaß zum Resonanzboden ideologisch verhärteter Kämpfe geworden, die um national schattierte Prägungen des gesellschaftlichen Bewußtseins und daraus resultierende Formen der Vergangenheitsbewältigung und Zukunftserwartung geführt wurden.

Besonders in Deutschland als dem Land der Niederlage wurden dabei die individuellen Wahrnehmungen und Verarbeitungen des Krieges stringent in ein Raster politischer Sinndeutungen und Zukunftshoffnungen gezwängt und gegeneinander ausgespielt. Gerade die autobiographischen Elemente nahezu aller etwa 300 zwischen 1918 und 1933 veröffentlichten Kriegsromane - besonders natürlich jene, die auf der jeweiligen Kriegsteilnahme der Autoren gründeten - gerieten in den Mittelpunkt der Kritik, oder, um im oben skizzierten Bild zu bleiben, ins Zentrum des Prozesses. Der Autor wurde zum Zeugen gemacht⁸ oder stilisierte sich selbst, kraft seiner Zeugenschaft, zum Richter und Ankläger in einer Person.⁹ In dieser Situation wurde der Ruf nach dem wahren Augenzeugen, dem unmittelbar Beteiligten und vor allem der nach seinem persönlichen, im Angesicht der Ereignisse abgefaßten Zeugnis neuerlich und mit besonderer Vehemenz laut. Neben Tage- und Notizbüchern der Kombattanten schienen Feldpostbriefe dafür das geeignete Medium zu sein.

Dabei beruhte die Forderung, soweit sie Feldpostbriefe als Inbegriff persönlicher Kriegserfahrungen betraf, eigentlich auf einem zumindest partiellen Mißverständnis. Denn im Entwurf etwa des Jüngerschen Kriegserlebnisses als einer Zusammensetzung aus Kriegsrealität und sich daraus speisenden Mythen hatte das subjektive, gerade im Feldpostbrief faßbare Erlebnis als individuell-psychisch motiviertes Wahrnehmen und Handeln nichts zu suchen, oder doch nur insoweit, als „es exemplarische Bedeutung für das Ganze des Krieges gewinnt“.¹⁰

⁸ Für Cru ist klar: „Alle Verfasser von Kriegsromanen stellen sich als Zeugen hin, die der Wahrheit dienen und dem Publikum den Krieg offenbaren, wie er wirklich war; sie sind entrüstet, wenn man an der geringsten Einzelheit ihrer Berichte zweifelt. [...] Tatsächlich haben die Romane mehr Irrtümer gesät und mehr überlieferte Legenden bestätigt, als sie Wahrheiten verkündet haben, was ja vorauszusehen war.“ J. N. Cru, *Wo ist die Wahrheit über den Krieg*, S. 63, S. 64.

⁹ Vgl. H. M. Klein, *Weltkriegsroman und Germanistik 1933-1938*, in: *JEGP* 1985, Nr. 4, S. 467-484, S. 469.

¹⁰ B. Hüppauf, *Erziehung durch Krieg? Arnold Zweigs Frage nach einer moralischen Begründung des modernen Kriegs*, in: *Jahrbücher für Internationale Germanistik*, Reihe A, Bd.25: Arnold Zweig - Poetik, Judentum und Politik, Frankfurt/M. 1989, S. 54-77, S. 57. Hüppauf weist darauf hin, daß die von Jünger geschilderten Soldaten alle Stränge zur Welt vor dem Krieg gekappt haben. „In der Vorkriegswelt gab es, gemessen am Kriegserlebnis, nichts zu erleben, was in der neuen Welt von Bedeutung wäre. Die Grundlage der Einheit des Kriegserlebnisses darf daher gerade nicht in den individuellen Erfahrungen der Soldaten gesucht werden. Dies Kampferlebnis soll von der individual-psychologischen Konstitution

In den geschlossenen Kreislauf solch „kosmischer“ Projektionen, die schon früh den in „Stahlgewittern“ geschmiedeten „neuen Menschen“ zum fraglosen Inhalt hatten, konnten Feldpostbriefe und ihre potentielle Aussagekraft als ein Gewirr unterschiedlichster emotioneller und intellektueller Zustände in der Tat kaum eindringen.¹¹ Sie verhielten sich zur Kriegswirklichkeit etwa so wie der Impressionismus zur Fotografie – jedenfalls solange sie auf eine empfindungslose, moralfreie und „kalte“ Sicht der Dinge und Menschen eingeengt blieb.¹² In den Briefen dagegen konnte sich ins kaum mehr scharf abzugrenzende Mehrdeutige auffächern, was um den Preis widersprüchlicher und ambivalenter Erlebnisse das eigentliche Ziel war: eindeutige Orientierungen, klare Urteile und eine am Einzelschicksal desinteressierte Inthronisierung des Krieges als naturhaft-sinnvolles Geschehen.

Solange andererseits in Romanen wie in Feldpostbriefen die Perspektive von unten sich allein in der möglichst authentischen und spektakulären Schilderung der „Scheußlichkeiten, übermenschlichen Qualen, untermenschlichen [sic!] Todesarten des Krieges“ erschöpfte, ohne durch die „von ganz oben“ und das hieß letztlich: durch politisch-ökonomische Kausalitäten ergänzt zu werden, war sie auch für eine linke oder liberale pazifistische Haltung obsolet, – denn: „Gefahr schreckt nicht, Gefahr reizt“.¹³

Die wachsende Zahl von Kriegsromanen seit 1926/27 verlieh auch der von unterschiedlichen Interessen abhängigen Inanspruchnahme oder krassen Ablehnung von Feldpostbriefen als den ursprünglich authentischen Dokumenten des Weltkrieges eine zusätzliche Dimension. Eine sicher nicht vollständige Bibliographie der Kriegsromane führte zwischen 1914 und 1925, bei sechs nicht

des Bewußtseins frei bleiben und die Struktur eines Selbstbewußtseins der Zeit bilden“. S. 60. Helmut Lethen hat neuerdings für die Zwischenkriegszeit darauf hingewiesen, daß immer dann wenn tradierte Sinnmuster fragmentieren, der „Wunsch nach Wahrnehmungsschärfe [...] mächtig“ werde. Der aber zöge den nach puren, ‚kalten‘ Fakten nach sich, deren Vorzugsstellung einer „Abschirmung der Wahrnehmung gegen Einmischungen des moralischen Urteils“ das Wort rede. Dies führe schließlich zu einer „Entpsychologisierung des beobachteten Gegenstandes“. H. Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt/M. 1994, S. 187 ff., S. 187.

¹¹ Vgl. E. Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1922, S. 32 f.

¹² „Als eigentlichen Kontrahenten seines Scharfblicks betrachtet Jünger das ‚impressionistische‘ Sehen, das er der Epoche des Liberalismus zuordnet. [...] Der Impressionismus hatte die scharfe Unterscheidung, die die bedeutenden Gegenstände der Betrachtung von Umwelt und Atmosphäre trennte, aufgehoben. [...] Diese Errungenschaft der impressionistischen Schule des Sehens kann Jünger nur als Moment eines ‚Dekompositionsprozesses‘, als ‚klinische Station‘ des Untergangs, der im ‚Nihilismus‘ enden muß, begreifen.“ H. Lethen, Verhaltenslehren der Kälte, S. 191/192.

¹³ A. Zweig, Kriegsromane; K. H. Slutius, Pazifistische Kriegspropaganda, in: Die Weltbühne, 25 (1929), Bd. I, S. 597-599, S. 598; S. 517-522, S. 522. Beide Artikel richteten sich in der Hauptsache gegen Remarques „Im Westen nichts Neues“.

datierbaren, 55 Romane auf. Im darauf folgenden Jahrzehnt erschienen dagegen 198 Romane, davon allein 72 zwischen 1926 und 1930.¹⁴ Die Kritik konzentrierte sich auf den Wahrheitsgehalt der fiktionalen Kriegserlebnisse. Eine Entwicklung, die sich bereits zu Zeiten relativer Flaute auf dem Kriegsromanmarkt anbahnte. Schon 1924 kam der Literaturkritiker Arthur Hübscher zu dem Schluß, daß nur schwerlich Kriegsbelletristik zu empfehlen wäre:

„Bekanntlich hat die Überfülle wechselnder Eindrücke in einem Grade abgestumpft, daß für weiteste Kreise weder die Geschehnisse an sich, noch ihre Deutung aus einem höheren Sinn eine in Wahrheit unmittelbare Geltung behalten haben. Darum ist seit einigen Jahren schon das Problem jeder Betrachtung über Wahrheit und Dichtung vom vergangenen Weltkrieg dies: den Mittelweg zu finden zwischen Tatsachenwiedergabe und Sinndeutung.“¹⁵

Während des Krieges hatten solche thematisch ähnlichen Einlassungen, soweit sie Feldpostbriefe betrafen, noch gemeinhin auf die „Tatsachenwiedergabe“ abgezielt, während sich der Sinn des Ganzen zumal bei Kriegsbeginn von selbst zu verstehen schien. Der aber war nun unwiederbringlich dahin und mußte unter den Bedingungen der Niederlage und der ungeliebten Republik neu bestimmt werden. Eine facettenreiche Profilierungsfläche dafür bot die Kriegsliteraturdebatte. Es kann daher nicht überraschen, daß sich Verlags- und Leserinteressen auf ihrem Höhepunkt dem Feldpostbrief als einem Echtheit garantierenden Kriegsdokument allein deshalb zuwandten,

„um neben die zerrhafften Bilder aus dem deutschen Soldatenleben des Krieges, wie sie neuerdings verbreitet sind, Schilderungen zu stellen, die aus unmittelbarstem Erleben heraus niedergeschrieben wurden.“¹⁶

In diesem Kontext konnten dann auch Briefe ehemaliger Feinde veröffentlicht werden (vgl. III.1.2.), so die des freilich sich selbst als „germanophil“ bezeichnenden ehemaligen russischen Offiziers und Soziologen Fedor Stepun. „Ob man die Kriegsliteratur ‚mag‘ oder ‚nicht mag‘“, so Stepun, „ist unwesentlich.

¹⁴ G. Lutz, Die Frontgemeinschaft. Das Gemeinschaftserleben in der Kriegsliteratur, Greifswald 1936, Bibliographie. Die Dissertation ist eine der vielen Arbeiten zum literarischen Weltkriegserlebnis, die eine politisch korrumpierte und instrumentalisierte Germanistik nach 1933 hervorbrachte. Zur Einschätzung vgl.: H. M. Klein, Weltkriegsroman und Germanistik 1933-1938, in: JEGP 1985, Nr. 4, S. 467-484, S. 474 f.

¹⁵ A. Hübscher, Bücher vom Kriege, in: Süddeutsche Monatshefte, 22 (1924/25), Oktober 1924, S. 54, S. 55.

¹⁶ A. Roth, Briefe aus dem Felde und aus den Lazaretten, Leipzig 1930, S. 2 (Zum Geleit). Ganz im Stile der schon im Weltkrieg gängigen Argumentationen (vgl. III.1.1.), präsentierte Hans Schmidt-Stoelting seine Sammlung: „Nicht aus dem Wust von Papier, wie er sich bei den höheren Stäben sammelt, aus lebendiger Anschauung und greifbarer Nähe malte sich uns ein Gesamtbild der Schlacht“. H. Schmidt-Stoelting, Im Blickfeld des Scherenfernrohrs. Kriegsbriefe eines Artilleristen, Leipzig 1930, S. 5. Schmidt-Stoelting will wie im Kriege, so auch danach für die Infanterie kämpfen, mittlerweile freilich, „da unsere Rohre kalt sind“(!), nur noch „mit dem Wort“. S. 6.

Wesentlich ist dagegen, daß man die Kriegsdokumente studiert. Meine Briefe sind solche Dokumente“.¹⁷

Doch der Erste Weltkrieg hatte nicht nur die Perspektive von unten etabliert, qualitativ schloß ihre Manifestation im Feldpostbrief auch eine Mehrdeutigkeit der Erfahrungen ein. Dabei entsprach - ebenso wie in der Literatur - der Verschiedenartigkeit der brieflichen Entstehungsbedingungen die Heterogenität ihrer Instrumentalisierungs- und Rezeptionsmöglichkeiten. In deren Spektrum markierten die entschiedene Ablehnung des Krieges und die vorbehaltlose Identifizierung mit einem aus ihm abgeleiteten, kriegerischen Staat nur die äußeren, radikalen Ränder.

Tatsächlich war etwa die bekannteste Sammlung zwischen den Kriegen, die von Philipp Witkop edierten, aus einer kleineren Weltkriegssammlung hervorgegangenen und ab 1918 in ihrer Zahl vermehrten „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, immer wieder als Authentizität verheißende Mehrzweckwaffe eingesetzt worden. Beispielhaft läßt sich dies an den Vorworten zu Witkops Editionen zeigen. Je nach zeitgeschichtlichem Kontext, vermuteten soziokulturellen Defiziten und politischen Zielen sprach aus den Briefen „das Unpersönliche, das Überpersönliche: die Zeit, das Volk“ (1916), konnten sie dem Lesepublikum als „Ehrendenkmal“, als „Vorbild [...] der Pflichterfüllung, des Opfermutes, der Liebe zu Volk und Heimat“ (1918),¹⁸ aber auch als Ansporn „zu einem neuen, weltversöhnenden Recht und Verständnis im Leben der Völker“ (1928) offeriert werden, bis die „Frühgefallenen“ schließlich in ihren Briefen zu „Blutzeugen nicht eines verlorenen, sondern eines neuen Deutschland“ (1933) stilisiert wurden.¹⁹

¹⁷ F. Stepun, Wie war es möglich? Briefe eines russischen Offiziers, München 1929. „Alles, was ich im Kriege an Frau, Mutter und Freunde geschrieben habe, ist zu dem vorliegenden Buche nicht etwa ergänzt oder umgeformt, sondern ausschließlich zusammengestrichen worden“. F. Stepun, Wie war es möglich? Briefe eines russischen Offiziers, München 1929, Vorwort. Ein so bemerkenswertes wie offensichtlich unbeabsichtigtes Bekenntnis zur Selbstzensur. Stepun war an der Techn. Hochschule Dresden ein Kollege Victor Klemperers. Ebenso unterstützten nun populär aufgemachte Reihen wie der „Frontsoldat erzählt“ den ‚Kampf‘ um die ‚authentische‘ Botschaft der Front: Der Frontsoldat erzählt. Eine monatliche Folge von Berichten, persönlichen Erlebnissen und Gedanken aus dem großen, geschichtlich einzig dastehenden Weltkrieg 1914-18. Mit zahlreichen Abbildungen, Kiel 1931-32 (12 Folgen).

¹⁸ Zitate aus den Vor- und Geleitworten der Ausgaben von 1916, 1918. Die erste kürzere Nachkriegspublikation der Briefe kam bereits 1918 mit Unterstützung der Kultusministerien heraus. Witkop hatte nach der positiven Aufnahme seiner ersten Sammlung (Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916) mit Hilfe des Auswärtigen Amtes und der bundesstaatlichen Unterrichtsministerien während des Krieges die Universitäten um die Adressen ihrer getöteten Studenten und schließlich die Familien um die Feldpostbriefe ihrer Söhne gebeten. Die Ausgabe von 1918 war eine gekürzte Fassung der daraus zusammengestellten Edition. Die vollständige Fassung konnte dann erst 1928 erscheinen, nachdem sie zuvor „ein Verlag nach dem anderen“ abgelehnt hatte. Vgl. Nachwort zur Ausgabe von 1929. Mutmaßlich korrespondierte die beharrliche Weigerung der Verlage mit ihrer im gleichen Zeitraum (etwa 1921 bis 1926) konstatierbaren Abneigung gegen Kriegsromane: es war damit kein Geschäft zu machen. Vgl. S. Bock, Wirkungsbedingungen und Wirkungsweisen der Antikriegsliteratur in der Weimarer Republik, in: ZfG 32 (1984), Nr. 5, S. 19-32.

¹⁹ Zitate aus den Vor- und Geleitworten der Ausgaben von 1928 und 1933. Zumeist handelt es sich um die noch heute jederzeit in einem gut sortierten Antiquariat greifbare Ausgabe von 1928 oder die Volksausgabe von 1933 f.: P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, München 1928 (In Verbindung mit den Deutschen Unterrichts-Ministerien). Die Sammlung erschien gekürzt 1929 in englischer (German Student's War Letters, London) und 1932 in französischer Übersetzung (Lettres

Vor allem aber nach dem sich rasch abzeichnenden, epochalen Erfolg von Remarques „Im Westen nichts Neues“ - der eine Wirkung erzielte, „als hätte der Dichter zu einem Staatsstreich aufgerufen“²⁰ - avancierte die Briefsammlung des Freiburger Germanisten gleichsam zum Antidot gegen die Perspektive des einfachen Soldaten, wie sie in Remarques Bestseller zum Tragen kam und womöglich vergiftend auf die Wehrbereitschaft des Volkes einwirken mochte.

Allenthalben machten sich polemische Gegenüberstellungen breit. Im Krieg einen „unerhörten Eingriff“ ins „Privatleben“ zu sehen, „eine sinnlose Anhäufung von Grauen, Elend und Tod“, - das war Ende der zwanziger Jahre, auf dem Höhepunkt der literarisch durch Remarque angestoßenen Kriegserlebnisdiskussion nurmehr die Verleugnung eines „ungeheuren Daseinskampfes“, der es zur „Pflicht“ machte, „den inneren Schweinehund, der jeden Menschen bedroht, zu überwinden“; der Krieg dürfe wenngleich nicht verherrlicht, so doch als „Schicksal“ hinzunehmen sein, an dem „der einzelne nicht zerbricht, sondern wächst und reift“.²¹ Und was schien mehr diese Deutung zu belegen, als Feldpostbriefe, die Einblicke in die private Welt der ‚Kämpfer‘ erlaubten, ohne daß die Forderungen des „Daseinskampfes“ womöglich egoistisch oder politisch begründete Einbußen erlitten?

In den Angriffen auf Remarques Roman entwickelte die vorwiegend rechtsnationale Kritik in der Verwendung von Witkops Feldpostbriefen dabei eine eindeutige Tendenz. Sie war allerdings bereits im Geleitwort Witkops zu der ersten Ausgabe seiner Sammlung (1916) vorgezeichnet. Seine Intention zielte auf die epische, am antiken Vorbild geschulte mythische Darstellung des Krieges:

*„Wie weit sich das in langen, langen Jahren zum großen Lied und Mythos zusammenschließen wird, können wir nicht wissen. Aber die unmittelbaren Materialien können wir greifen: das sind die Feldpostbriefe unserer Kämpfer draußen, [...]“*²²

d'étudiants allemands tués ... la guerre 1914-18, Paris). Nach dem Erscheinen der Ausgabe von 1929 versuchte Witkop - wie schon während des Krieges - an neues Material heranzukommen. In hundert Zeitungen wurde ein Aufruf veröffentlicht. „Der Erfolg war gering. Kaum 50 Einsendungen antworteten.“ (Nachwort zur Ausgabe von 1929.) Vgl. auch: M. Hettling/M. Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, S. 175-198.

²⁰ B. Schrader, Der Fall Remarque. „Im Westen nichts Neues“ - Eine Dokumentation, Leipzig 1992, S. 5 (Vorbemerkung).

²¹ Anonym (vermutlich G. Traub), Im Kampf um die Deutung des Krieges, in: Eiserne Blätter, 1931, Nr. 22, S. 337-342, S. 337. Der Autor stellt im folgenden Zitate aus Remarques „Im Westen nichts Neues“ und aus Helmut Stellrechts „Trotz allem“ einander gegenüber.

²² P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916, S. VI. Nach 1945 mußten die Briefe dagegen ebenso einseitig als Belege für die nationalistisch-chauvinistische Gefühlslage der bildungsbürgerlichen Schichten herhalten. Vgl.: H. Jarka, Soldatenbriefe des 1. Weltkriegs und nationale Bildungsideologie, in: MW 67 (1975), S. 157-166. Oder sie wurden, unmittelbar nach Auschwitz, gelesen als eine Art innerer Chronik des „unknown“, weil nicht inhumanen und brutalen Deutschlands. Vgl.: H. Hafkesbrink, Unknown Germany. An inner chronicle of the First World War based on Letters and Diaries, New Haven 1948, Preface.

Als unmittelbare Selbstzeugnisse wurden die Briefe nun den Erlebnissen der Protagonisten-Generation in Remarques Roman gegenüber gestellt:

„Bedacht nur auf Selbsterhaltung um jeden Preis, hilflos gegenüber dem blödesten Gestammel vom Sinne und Ursprung des großen Kampfes, ziellos, ohne geistige Bedürfnisse, voller Angst vor einer Nachkriegszukunft, der sie sich nicht gewachsen fühlt, [...], seelisch tot. Mit diesem Bilde vergleiche man die authentischen Kriegsbriefe deutscher Studenten.“²³

Es fällt auf, daß in dieser Kritik das idealisierte Kriegserlebnis der Toten gegen die Angst der Überlebenden vor einer Zukunft nach 1918 ausgespielt wird. Darin schien sich ein von Krieg und Nachkriegszeit gleichermaßen bestimmter Desillusionierungsprozeß widerzuspiegeln. Er war insbesondere für die einst jugendbewegten, begeistert in den Kampf gezogenen Soldaten prägend geworden.

„Krieg, stolz beherrschtes Land, Kaiser, Volk, vertrauend, ehrend geachtet, Glaube an Sieg, Vorbild, höchste Kraft, Erfüllung, Selbstbejahung, Vollendung, Befriedigung, Tod.“²⁴

Mit solchen, noch im atemlosen Stakkato erinnelter Begeisterung niedergeschriebenen Worten wurden 1919 die zurückkehrenden Soldaten aus den Wandervogelbünden in der Heimat begrüßt. Diesen Selbstverständnis wie Hoffnungen gleichermaßen absteckenden Stichworten des Kriegsfreiwilligen-Aufbruchs im August 1914 stellte der Verfasser die Schlagworte einer Befindlichkeit gegenüber, die in der Realität des Nachkriegs schnell neue Betätigungsfelder in den Freikorps gesucht und gefunden hatte:

„Friede, kein Vaterland mehr, keinen Kaiser, kein einigendes Gefühl aller, Zwiespalt, keine Liebe zum Volk, kein Stolz, geschmäht, entwürdigt, beleidigt, selbst eine Farce, eine Nichtbedeutung, Wertlosigkeit, Verachtung, Beute im Triumphzug, gekettet.“²⁵

²³ Prof. Pflug (Oberstudiendirektor des Friedenauer Gymnasiums), Erziehung zur Knochenerweichung, in: Berliner Börsen-Zeitung v. 16.5.1929, zit. n.: B. Schrader, Der Fall Remarque. „Im Westen nichts Neues“, S. 94/95. Vgl. den konzentrierten Überblick über die Remarque-Rezeption der nationalistischen Rechten bei Hans-Harald Müller, Der Krieg und die Schriftsteller, S. 79-80. Auch bei linken und pazifistischen Kritikern war die Aufnahme Remarques durchaus nicht durchgängig positiv; vgl. ebd., S. 80ff.

²⁴ Erlösung. Ein Gruß an die Heimkehrer, zusammengestellt v. L. Gaul, Köln o.J. (1919), S. 2.

²⁵ Ebd. Vgl. Konrad H. Jarausch, der für die Studenten-Soldaten des Krieges zusammenfaßt: „The participant student soldiers returned prematurely aged, and more skeptical. The comradeship of the trenches made many open for new beginnings, willing to give the Weimar Republic a chance. But for others the adventurism of fighting also complicated reintegration into civilian life and led veterans into Free Corps.“ K. H. Jarausch, German Students in the First World War, in: CEH 17 (1984), Nr. 4, S. 310-329, S. 327/328. Zur Entstehung, Motivation, Zusammensetzung und Entwicklung der Freikorps vgl.: R. Wohlfeil, Heer und Republik (1918-1933), München 1970. Einen raschen Überblick bietet: U. Kluge, Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt/M. 1985, S. 152 ff.

Wenngleich ähnliche Entwicklungen innerhalb des Bemühens, „Helden in Arbeiter zu verwandeln“²⁶ auch in anderen kriegsbeteiligten Ländern zu beobachten waren,²⁷ so wurden sie bekanntlich in Deutschland doch ganz erheblich krasser empfunden. Einem überlieferten Bild nach, lag dies unter anderem daran, daß nach der Rückkehr aus dem Krieg nicht allein Arbeits- und Orientierungslosigkeit vorgefunden wurden oder der durch Verletzungen hervorgerufene physische und psychische Abstieg programmiert schien. Der Inbegriff dessen, wofür die Desillusionierungen des Krieges ertragen worden waren - und zu ihnen gehörten in Deutschland ebenso wie in Frankreich oder England bei manchen Soldaten auch das völlige Unverständnis der Angehörigen für ‚das` Fronterlebnis -, der eigentliche Kern der Opferbereitschaft namentlich bürgerlicher Kriegsfreiwilliger - die Heimat selbst war zur Republik ‚entartet`:

„Um Deutschlands willen - aber was heißt das jetzt? Ist nicht gerade das jetzige Deutschland dieses Opfers unwert? Müssen nicht jetzt die Gedanken der Mütter an ihre gefallenen Söhne in Tränen ersticken?“²⁸

Ähnliche Einschätzungen finden sich auch in anderen Feldpostbriefsammlungen aus dem gymnasialen und universitären Bereich; sie wurden mitunter über das Kriegsende hinaus fortgeführt. (Vgl. III.1.1.) Im 18. Heft der „Kriegsbriefblätter der Berliner Bergakademie“ v. 15.5.1919 heißt es im Vorwort an „die lieben Kommilitonen“:

²⁶ „Zynikern mag die Demobilisierung als wenig mehr erscheinen als das erfolgreiche Management einer Krise, in der es galt, Helden in Arbeiter zu verwandeln, die wieder einmal von Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot bedroht waren.“ G. D. Feldmann, Die Demobilmachung und die Sozialordnung der Zwischenkriegszeit in Europa, in: GG 9 (1983), H.2: Die Organisation des Friedens: Demobilmachung 1918-1920, hg. v. W. J. Mommsen, S. 156-177, S. 177.

²⁷ Vgl. E. J. Leed, No Man's Land, S. 188, S. 189; R. Wohl, The Generation of 1914, Cambridge/Mass. 1979, S. 94/95. In England revoltierten in den ersten Januartagen des Jahres 1919 zur Demobilisierung anstehende Regimenter, zum Teil in der Größenordnung von bis zu 10.000 Soldaten; in Calais mußte die englische Regierung gar mit einem Sowjet des Waffen- und Gerätekorps verhandeln. Vgl. D. Engländer, Die Demobilmachung in Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg, in: GG 9 (1983), H.2, S. 195-210, S. 198 f. Antoine Prost beschreibt einen „gigantischen kollektiven Dammbruch der aufgestauten Gefühle“ bei französischen Soldaten, der sich während der Eisenbahntransporte Demobilisierter in der Verwüstung der Bahnwagen, Saufgelagen, Befehlsverweigerungen usw. zeigte. Schon zuvor hatte die Methode, die Einheiten erst nach und nach zu demobilisieren - dabei Ehemänner und solche mit fester Anstellung bevorzugend - große Verbitterung ausgelöst, die durch die Tatsache, daß zunächst auch Viehwaggons für den Rücktransport in Einsatz kamen, noch verstärkt wurde. A. Prost, Die Demobilmachung, der Staat und die Kriegsteilnehmer in Frankreich, in: GG 9 (1983), H.2, S. 178-194, S. 180 ff.

²⁸ F. Siegmund-Schultze (Hg.), VER SACRUM. Was die im Kriege gefallenen Mitarbeiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft dem deutschen Volke zu sagen haben. Mitteilungen und Aufzeichnungen, Berlin 1919/20, S. 3.

„[...] wie unendlich viel freudiger hätte sich Ihre Heimkehr und die Wiederaufnahme Ihrer Studien oder sonstiger Berufstätigkeit gestaltet, wenn unserm von übermächtigen Feinden aufs härteste bedrängten Vaterlande ein glücklicher Ausgang des Krieges beschieden gewesen wäre, [...] Statt dessen - planmäßige Unterdrückung des Siegeswillens in unserem Volke, Betörung der Massen, Unterwühlung der Heeresdisziplin, schwere militärische Rückschläge, Vorbereitung und Ausführung des Umsturzes, Abschluß eines Waffenstillstandes unter schmachvollen Bedingungen, Zusammenbruch, an vielen Orten Aufruhr, nur mühsam durch freiwillige treue Truppen unterdrückt, Ausstände über Ausstände, unser wirtschaftliches Leben, ja, unsere ganze Zukunft in größter Gefahr, zumal unter der Wirkung eines schimpflichen Friedens, wie er uns bevorsteht - fürwahr, ein fast trostloses Bild, wohin man auch blicken mag!“²⁹

Vor diesem Hintergrund bot sich Witkops Feldpostbriefsammlung etwa als Illustration, gleichsam als authentisches Unterfutter für den Langemarck-Mythos an. Die Briefe der getöteten Studenten ließen sich optimal mit dem spezifisch bildungsbürgerlich-akademischen Hintergrund der ‚singenden Jugend von Langemarck‘ koppeln. Als im Juli 1932 der Kriegeromanautor Josef Magnus Wehner („Sieben vor Verdun“) anlässlich der Fertigstellung des „Heldenfriedhof Langemarck“ über das „Vermächtnis“ der Toten sprach, wurde der Text, der den unterstellten Idealismus der Jugend in ein Führer-Gefolgschaftsverhältnis einzubinden versuchte, nicht allein an allen deutschen Universitäten verlesen, sondern auch in einer kleinen Broschüre unter Beigabe einiger Studentenbriefe aus Witkops Sammlung in hoher Auflage verbreitet. Sie sollten „das Tor in die Welt der Toten öffnen“, die darin sich zeigende „heilige Unruhe des früh vergossenen Blutes [...] die Lebenden an(treiben), das Reich zu vollenden.“³⁰

Es verwundert kaum, daß angesichts solcher Sinngebungen endlich die

„Männergemeinschaft der Front [...] zur psychischen Heimat für all jene [wurde], die sich mit der realen Heimat nicht anzufreunden vermochten.“³¹

²⁹ Kriegsbriefblätter der Berliner Bergakademie/jetzt: Abteilung für Bergbau an der Kgl.-Technischen Hochschule, H.18 v. 15.5.1919, Vorwort, S. 3.

³⁰ J. M. Wehner, Langemarck. Ein Vermächtnis, München 1932, S. 9, S. 10. Das Bändchen erschien im gleichen Verlag wie Witkops Sammlung: Albert Langen, Georg Müller. Zum Langemarck-Mythos vgl.: U.-K. Ketelsen, „Die Jugend von Langemarck.“ Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit, in: T. Koebner/R. P. Janz/F. Trommler (Hg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend, Frankfurt/M. 1985, S. 68-96.

³¹ S. Breuer, Anatomie der Konservativen Revolution, Darmstadt 1993, S. 42. „Für die konservativen Revolutionäre galt dies in besonderem Maße. Ihnen erschien, in Umkehrung der von Tönnies vorgenommenen Zuordnung, die ‚Gesellschaft‘, in die sie zurückkehrten, als Welt der Frau, die inzwischen allenthalben ihre Zuständigkeit und ihre Rechte ausgedehnt hatte und auf dem besten Wege war, auch die männliche Institution par excellence, den Staat zu verweiblichen. Der Frieden: das war der Dolchstoß der Frau in den Rücken des Mannes; die Republik: die Beseitigung männlicher Autorität schlechthin.“ Ebd., S. 42/43.

Aber reproduziert diese heutige Einschätzung nicht bloß eine verbreitete, in der Weimarer Republik kreierte und propagierte Vorstellung? Eine Vorstellung, deren nur sehr begrenzte Reichweite mitunter schon von ihren zeitgenössischen Propagandisten, freilich erst nach 1933 und in der Sprache der ‚Auslese‘, eingeräumt wurde?

„Es wäre ein Irrtum, zu glauben, das ganze Frontheer sei durchdrungen gewesen von dem Gefühl für diesen Gegensatz, der zwischen der Front und der Heimat bestand. Zunächst einmal muß festgehalten werden, daß es nur eine kleine Elite der Fronttruppen war, in denen dieses Gefühl lebendig geworden war. [...] Vielleicht ist das Bewußtsein für diesen Gegensatz zwischen Front und Heimat erst ganz lebendig geworden, als sich die heimgekehrten Nationalisten der Front auf Schritt und Tritt Erscheinungen und Maßnahmen gegenübersehen, die ihren Denkgewohnheiten in jeder Weise widersprachen.“³²

In der Forschung ist eindringlich darauf hingewiesen worden, daß das so populäre Bild einer verratenen Kriegsteilnehmergeneration, die nach heldenmütig durchgestandenem Kampf bei ihrer Rückkehr von der Heimat schmachlich empfangen und in die Arbeitslosigkeit entlassen wurde, keinesfalls und durchgängig der Realität entsprach.³³ Vor allem dürfen die Erfahrungen einzelner Offiziere, an denen sich Wut und Empörung über ihre Kaste und deren jahrelange, oft als inkompetent und korrupt empfundene Herrschaft abreagierten, nicht verallgemeinert oder ihre gewiß teils traumatischen Erlebnisse gar als Inbegriff der Befindlichkeiten in der Armee schlechthin gesehen werden.

Jenen Offizieren, hochmotivierten Unteroffizieren und Mannschaften freilich, die noch in den letzten Monaten des Krieges das kleine „Spinnwebennetz von Kämpfern“ bildeten³⁴ und die sich nun, vermehrt um ungediente Gymnasiasten,

³² So nach der ‚Machtergreifung‘ Martin Bochow, *Männer unter dem Stahlhelm. Vom Werden, Wollen und Wirken des Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten*, Stuttgart u.a. 1933, S. 20. Bochows Schrift ist der Versuch, Stahlhelm und NSDAP in ihrem Kampf in der „Systemzeit“ auf eine Stufe zu stellen, um das Überleben des Bundes zu sichern. Es half allerdings alles nichts, der Bund wurde wie alle anderen Veteranenverbände aufgelöst bzw. seine Mitglieder in NS-Organisationen eingegliedert. Vgl. V. R. Berghahn, *Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten 1918-1935*, Düsseldorf 1966, S. 231 ff.

³³ Vgl. insbesondere Richard Bessel, der sich in mehreren Arbeiten dieser Problematik annahm: *Unemployment and demobilisation in Germany after the First World War*, in: R. J. Evans/D. Geary (Hg.), *The German unemployment. Experiences and consequences of mass unemployment from the Weimar Republic to the Third Reich*, London 1987, S. 23-43; vgl. auch: ders., *Die Heimkehr der Soldaten: Das Bild der Frontsoldaten in der Öffentlichkeit der Weimarer Republik* (1988), in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch*, S. 221-239. Bessel sieht hier - neben einer frühen Nachkriegsentwicklung, in der Veteranen oft „nur geringes Interesse an der ihnen angebotenen Arbeit“ zeigten (S.233) - vor allem sozial- und individualpsychologische Prozesse wirken, wenn in den folgenden Jahren die Darstellung der ‚verratenen Kriegsteilnehmer‘ übergewichtet wurde. Zuletzt: ders., *Germany after the First World War*, Oxford 1993.

³⁴ Ludwig Beck charakterisierte mit dieser Metapher die Situation an der deutschen Front im Westen zwischen Mai und November 1918. Zit. n.: W. Deist, *Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?*, in: W. Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes*, S. 146-167, S. 151.



„Im eroberten französischen Schützengraben bei Obersept“. Aufnahme aus einem Fotoalbum der 8. Landwehrdivision

Studenten und Kadettenzöglinge in den Freikorps versammelten, um die ‚Verteidigung‘ der Republik mit der ‚Säuberung‘ Deutschlands von den „Novemberverbrechern“ zu verbinden, war das Kriegsende nur eine unwillkommene Unterbrechung ihres Fronterlebnisses bzw. eine willkommene Gelegenheit, es nachzuholen.³⁵ „Der Krieg“, so der im November 1918 erst sechzehnjährige Ernst v. Salomon, „war zu Ende, aber die Krieger marschierten immer noch“.³⁶

³⁵ Vgl. R. Wohlfeil, *Heer und Republik*, S. 68 f., S. 70 f.; U. Kluge, *Die deutsche Revolution 1918/19*, S. 152 ff., S. 154. Vgl. zur sozialen Zusammensetzung der Freikorps auch: H. Schulze, *Freikorps und Republik 1918-1920*, Boppard am Rhein 1969, S. 34-68. Hagen Schulze weist in Abgrenzung zur marxistischen Geschichtsschreibung darauf hin, daß es sich bei den Mitgliedern der Korps keineswegs durchweg „um Exponenten der bürgerlichen Konterrevolution gehandelt habe“. (S.47) Doch fänden sich „deutliche Schwerpunkte“ einer ansonsten, so der von Schulze in dieser Frage zitierte Gewährsmann E. v. Salomon, soziologisch schwer faßbaren Gemengelage. „Ohne zu übertreiben, läßt sich feststellen, daß das entscheidende Element der Freiwilligeneinheiten die jungen Frontoffiziere und -unteroffiziere waren.“ (S.48). „Einen weiteren wesentlichen Faktor in den Reihen der Freiwilligenverbände bildeten Studenten und Schüler.“ (S.50).

³⁶ E. v. Salomon, *Der verlorene Haufe*, in: E. Jünger (Hg.), *Krieg und Krieger*, Berlin 1930, S. 103-126, S. 103. Vgl. auch: K. Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde., Reinbek b. Hamburg 1980, Bd.2, S. 351, S. 382.

Und sie marschierten nicht nur, sie schrieben auch und waren dabei bemüht, - bei allen zum Teil gravierenden Unterschieden in den aus dem Krieg destillierten Selbst- und Zukunftsentwürfen, die etwa die „Nationalrevolutionäre“ um Ernst Jünger und den „Stahlhelm - Bund der Frontsoldaten“ zunächst trennten³⁷ -, die Wahrnehmung des Krieges und namentlich die seines, in diesem Wertekodex unrühmlichen Endes zu prägen. 1926 formulierte zum Beispiel Ernst Jünger folgenden Bannfluch:

„[...] wer wirklich glaubte, nur für die ‚dicken Millionäre‘ zu kämpfen und nicht im Augenblick der Revolte aus dem Gliede trat, der kann nur ein feiger Hund, nicht aber ein Mann von Ehre sein.“³⁸

Derlei konnte, im Rezeptionskontext der 1925 eingerichteten Beilage der Stahlhelm-Bundeszeitung, der „Standarte“, durchaus eine gewisse Wirkung entfalten. Und als bloß feinere Ziselierung gröberer, allgemeinerer WahrnehmungsfILTER des Kriegsendes beleuchtete diese Formel für den November 1918 eine Entwicklung, in deren Schlagschatten es dann schließlich vollends eindeutig werden mußte, daß „nicht das deutsche Volk an sich [...] diese Kainstat [die Revolution] verbrochen“ habe, „sondern das lichtscheue Gesindel seiner Deserteure, Zuhälter usw.“.³⁹

Diese klare Scheidung in Gut und Böse konnte nicht allein eine emotionelle Verunsicherung der seinerzeit selbst tatkräftig an der Erosion der Kampfmotivation beteiligten Veteranen zur Folge haben; für manche mochte es sich vor diesem Hintergrund „als vorteilhaft“ erweisen, „überhaupt zu verheimlichen, daß sie von draußen kamen.“⁴⁰ Es wurde so potentiell auch Raum für Neuinterpretationen und Selbstdeutungen geschaffen, die einen Ausweg aus der mittlerweile schambesetzten eigenen Rolle im letzten Akt des Krieges ermöglichten. In diesem Horizont fanden dann Erkenntnisse wie beispielsweise die der Postüberwachungsstelle der 6. Armee aus den Septembertagen des Jahres 1918 (vgl. II.2.2.1.) kaum mehr Platz:

³⁷ Karl Prümm etwa hält für die Konzeption Ernst Jüngers fest, er überhöhe „den 1. Weltkrieg zur revolutionären Veränderung der bürgerlichen Gesellschaft“ insgesamt und erhebe „die Militarisierung der Gesellschaft [...] zu ihrer revolutionären Transformation“. K. Prümm, Die Literatur des Soldatischen Nationalismus der 20er Jahre, 2 Bde., Kronberg/Ts. 1974, Bd.1, S. 95. Die radikale Position Jüngers, besonders deutlich in seinem 1929 publizierten Text „Nationalismus und Nationalismus“ (in: Das Tagebuch, 10 (1929), H.38 v. 21.9.1929, S. 1552-1558), verhinderte indessen nicht eine frühe Annäherung zwischen ihm und anderen frühen Nationalrevolutionären und dem Stahlhelm-Bund. Vgl. V. R. Berghahn, Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten 1918-1935, Düsseldorf 1966, S. 276.

³⁸ E. Jünger, Vom absolut Kühnen, in: Standarte - Zeitschrift des neuen Nationalismus, 1 (1926), H.80, S. 460-463, S. 461.

³⁹ A. Hitler, Mein Kampf, München/Ausgabe 1940, S. 582ff, S. 582. Zugleich hätte sich „das Extrem der Besten“ auf den Schlachtfeldern „verblutet“ und das „Extrem der Schlechten“ wohl „konserviert“ überlebt. Ebd.

⁴⁰ F. Wittles, Zacharias Pamperl oder Der verschobene Halbmond, Wien 1923, S. 199.

„Ein Gefühl der Vaterlandsliebe wird in den Briefen fast gar nicht geäußert. Wie der Gesamteindruck der Postprüfung ergab, scheint beinahe ein gewisses Schamgefühl zu bestehen, einen vaterländischen Gedanken auch nur in Worte zu kleiden. [...] Andererseits ist die Unlust so groß und die Gleichgültigkeit, an der guten Sache mitzuwirken, so ausgeprägt, daß die Leute, um dem ‚unnützen Morden‘ - wie sie in ihren Briefen schreiben - zu entgehen, sich zum Beispiel den Verlust des linken Armes und ähnliche Verletzungen wünschen. Das Interesse des Einzelnen am Kriege ist in den Hintergrund getreten; der Mann steht fast durchgehend auf dem Standpunkt: ‚Ich drücke mich von der Front, so gut ich kann!‘“⁴¹

Auch in den Studentenbriefen Witkops sucht man nach Briefen solchen Inhalts vergeblich. Gewiß ist der jüngst, im Hinblick auf die Rezeption der Sammlung in den späten zwanziger Jahren vorgenommenen Analyse des in den Briefen transportierten Begriffes vom ‚Opfer‘ zuzustimmen, nach der es in seiner „Absolutsetzung“ zum „Selbstwert“ und „in politischer Hinsicht zweckfrei“ und „damit wiederum politisch frei besetzbar“ wurde.⁴² Aber zu ergänzen wäre dieser Befund um das, was in den Briefen ungesagt bleibt bzw. vom Herausgeber in seinem „Arrangement des Authentischen“⁴³ weggelassen wurde und mit welchen Defiziten die Briefe auf diese Weise gleichsam mitwoben an einer Erinnerung, die sich der Annäherung an das reale Verhalten von Soldaten im Krieg nicht verpflichtet fühlte. In der Konzentration auf die vorherrschenden Themen der Briefe - „das ist der Krieg, die Schlacht, die Patrouille, der Sturmangriff, das Morden selbst“ sowie nicht zuletzt das ständige Reflektieren über den Sinn des Krieges⁴⁴ - verkümmern alle Äußerungen etwa zu den tagtäglichen, nicht vom Feind bestimmten Querelen, - „Bei uns Artilleristen gilt jeder Offizier als ‚blödsinniges A....‘, und oft benehmen sie sich in der Tat hochmütig, unwissend und auffallend unangenehm“⁴⁵ -, oder gar zu den

⁴¹ Bericht der Postüberwachungsstelle der 6. Armee v. 4.9.1918, in: H. Thimme, Weltkrieg ohne Waffen. Die Propaganda der Westmächte gegen Deutschland, ihre Wirkung und ihre Abwehr, Stuttgart 1932, S. 264-271, S. 269.

⁴² M. Hettling/M. Jeismann, Der Weltkrieg als Epos, S. 189/190. Eben dieser Opferbegriff ist, gebunden an ein ‚soldatisches Urbild‘, auch als inhaltlicher Bestandteil kriegsbejahender Romane in der Weimarer Republik erkannt worden: „Angesichts des militärisch uneffektiven Stellungskriegs und der sich abzeichnenden deutschen Niederlage verselbständigen sich Opfer und Pflicht zu einem Heroismus des Trotzes, der von den Autoren nicht mehr an einen militärischen Zweck gebunden wird, [...]“ M. Gollbach, Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur. Zu den Frontromanen der späten zwanziger Jahre, Kronberg/Ts. 1978, S. 270.

⁴³ M. Hettling/M. Jeismann, Der Weltkrieg als Epos, S. 186.

⁴⁴ V. Valentin, Die Toten an die Lebenden. Kriegsbriefe gefallener Studenten, in: Berliner Tageblatt Nr. 82 v. 17.2.1929, 1.Beiblatt.

⁴⁵ P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, München 1928, S. 331, Brief Hans Nonne (Jurastudent) v. 17.1.1918. Vgl. auch Brief Johannes Haas (Theologiestudent) v. 29.1.1916: „Natürlich die Leutnants wundern sich, daß die Leute nicht mehr wollen. Die ‚Sekt- und Weinkäuze‘ feiern; wir kommen im Dreck um und erhalten 1 1/2 Löffel Abfallmarmelade und 14 Stück Zucker zu Weihnachten. Der Mann, dem der gemeine Soldat einzig noch Sympathie und Vertrauen entgegenbringt, ist der Schreihals Liebknecht. [...] Das ist die Stimmung der Feldgrauen, nicht das Gefasel der Berichterstatter.“

Bedingungen der letzten Monate und Wochen des Krieges zur absoluten Bedeutungslosigkeit. Ganze 5,5 % oder 16 Briefauszüge (von 302 insgesamt) in der vorletzten bzw. letzten Ausgabe (1928 u. ab 1933) stammen aus den elf Kriegsmonaten des Jahres 1918, ohne daß Witkop dabei auch nur andeutungsweise, abgesehen von zwei schließlich gestrichenen und einer belassenen Briefsequenz,⁴⁶ Schilderungen des tatsächlichen Ablaufs Raum gegeben hätte.⁴⁷ Über 15 % dagegen haben temporär die Zeit des Bewegungskrieges an allen Fronten zum Gegenstand, über 40 % der Sammlung behandelt insgesamt die Zeit zwischen August 1914 und Mai 1915, wobei das Schwergewicht der Editionen nach 1918 generell auf dem Jahr 1915 liegt (über 40 %).

Kehren wir vor diesem Hintergrund noch einmal zur Reaktion auf Remarques Roman zurück. Sie hatte sich noch verschärft, nachdem die eindrucksvolle amerikanische Verfilmung durch Lewis Milestone im Dezember 1930 in Deutschland zur Premiere anstand. Die politische Absicht der Rechten, den erbitterten Streit um den Film für eine Machtprobe mit der Republik zu nutzen, erschöpfte sich nicht darin, während der Aufführung weiße Mäuse und Blindschleichen auszusetzen oder Stinkbomben ins Publikum zu werfen. Zusammen mit den Deutschnationalen brachten die Nationalsozialisten darüber hinaus auch einen Mißtrauensantrag gegen Otto Braun und dessen Innenminister Carl Severing im preußischen Landtag ein. Beide hatten es nicht nur gewagt, den Film als nicht verhetzend zu empfinden, sondern überdies diese Einschätzung auch publik gemacht.⁴⁸

Trotzdem glaube ich nicht an das geflügelte Wort: ‚Frieden gibt's erst, wenn wir die Flinten umdrehen‘. Aber furchtbar wird es einst tagen.“ S. 159.

⁴⁶ Manfred Hettling und Michael Jeismann berichten, daß Witkop „in den Jahren danach“ (nach 1933) „von offizieller Seite gedrängt wurde, die Zusammenstellung der Briefe zu verändern und kriegskritische Stellen zu entfernen“. Er „weigerte [...] sich zuerst, ging dann jedoch, um das weitere Erscheinen des Buches zu ermöglichen, einen Kompromiß ein. Er strich Briefe zweier Studenten (K. Petersen, F. Oehme), in denen Äußerungen zu finden waren wie ‚wir haben genug vom Kriegführen‘, und ergänzte die Ausgabe um den Brief eines Primaners, der als letzter Brief eingefügt wurde und damit die Funktion eines Schlußworts bekam.“ Die Korrektur wurde in den folgenden Auflagen nicht angemerkt. M. Hettling/M. Jeismann, *Der Weltkrieg als Epos*, S. 182. Der Brief v. 16.5.1918 endet mit der Forderung, „das höchste Opfer, das unsere Gefallenen für uns gebracht haben“, nicht vergeblich sein zu lassen. P. Witkop (Hg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, München 1928, Ausgabe nach 1933, S. 344/345.

⁴⁷ Die auch in der korrigierten Ausgabe abgedruckte Briefsequenz des Theologiestudenten Otto Brian v. 27.10.1918 lautet: „Hoffentlich kommt bald der Waffenstillstand, auf den wir hier stündlich warten. Denn das ist kein ehrlicher Krieg und Kampf mehr. Und wenn die Herren in der Heimat, die immer noch weiter Krieg führen wollen, wüßten, wie es hier draußen aussieht und wie es zugeht, in welcher Verfassung unsere Soldaten sind, dann würden sie nicht solche Phrasen fabrizieren. Ich wünsche solche Leute nur ein paar Tage raus zu uns.“ P. Witkop (Hg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 342.

⁴⁸ Die entsprechenden Quellen dazu abgedruckt in: B. Schrader, *Der Fall Remarque*, S. 176ff. Vgl. zusammenfassend zur Verfilmung des Romans und seiner freilich international von Verbot, Zensur und verstümmelnden Eingriffen bedrohten Aufführungsgeschichte: A. Kelly, „All quiet on the Western Front“. Brutal cutting, stupid censors and bigoted politicians (1930-1984), in: *HJFRT* 1989, Nr. 2, S. 135-150; H. Flau, *Remarque-Verfilmungen*. Ungewollt politisch - politisch ungewollt, in: T. Westphalen (Hg.), *Erich Maria Remarque 1898-1970*, Bramsche 1988, S. 113-133 und mit speziellem Bezug auf die Rolle von Goebbels: P. Dörp, *Goebbels' Kampf gegen Remarque. Eine Untersuchung über die Hintergründe des Hasses und der Agitation Goebbels' gegen den Roman „Im Westen nichts Neues“ von E. M. Remarque*, in: *Erich Maria Remarque Jahrbuch*, 1 (1991), S. 48-64.>

In dieser angespannten Lage, ausgelöst und in ihrer Dynamik forciert durch den politischen Kampf um die erinnernde Wahrnehmung und Deutung der jüngeren Vergangenheit, bediente sich nun auch die Linke des Mediums Brief, und zwar „als Antwort auf die völkische Hetze gegen die Aufführung des Remarque-Films“. Die von der Wiener sozialdemokratischen Zeitung „Das kleine Blatt“ in Serie veröffentlichten und dann von der „Vorwärts-Verlagsanstalt“ in einer Auswahl publizierten Briefe ehemals österreichischer Soldaten und ihrer Angehörigen zählten zu den wenigen Versuchen, die persönlichen Erlebnisse als „massenpsychologische Dokumente“ über das antibellizistische Bewußtsein des Volkes im Kriege zu mobilisieren.⁴⁹

Doch obwohl die Edition in einen aktuellen politischen (Remarquefilm-Verbot) und einen übergeordneten pazifistischen Zusammenhang („Ein Volk schreit: Nie wieder Krieg!“) gestellt, mithin - ganz im Gegensatz zur Präsentation des zweiten potentiell authentischen Dokuments neben dem Brief: dem Weltkriegsfoto⁵⁰ - das Sinnangebot gleich mitgeliefert wurde, blieb die Sammlung chancenlos gegenüber der erfolgreicheren Nutzung von Briefen auf Seiten der Rechten.

Das lag sicherlich zum einen am alsbald kritisch unterstellten Authentizitätsmangel der Briefe - handelte es sich doch tatsächlich nicht um originale Feldpostbriefe, sondern um nachträgliche, zum Teil auf der Grundlage eigener Feldpostbriefe vorgenommene Schilderungen in Briefen an die Zeitung. Ein Verfahren, das auch schon zuvor, im Jahre 1924, für ein in der kommunistischen Presse initiiertes Bändchen über „Erlebnisse deutscher Proletarier während der ‚Großen Zeit‘“ seine Anwendung gefunden hatte. Die freilich nicht allein dadurch in ihrer Resonanz eher bescheidene Sammlung konnte (oder wollte) nicht auf die

⁴⁹ Ein Volk klagt an! Fünfzig Briefe über den Krieg, Berlin/Wien: Verlagsanstalt „Vorwärts“, 1931, S. 5/6. Briefe als kontrastierendes, die Ideologisierung und Manipulation der Kriegswahrnehmung entlarvendes Medium spielen auch eine kleine Rolle in dem durch die Montage offizieller Dokumente von oben in die fiktive Handlung bestimmten Kriegsroman: „Heeresbericht“ von Edlef Köppen. Vgl. zur Konzeption und Wirkung des Romans und seiner Montagetechnik das Nachwort von Michael Gollbach in: E. Köppen, Heeresbericht, Reinbek b. Hamburg 1979 (1930), S. 281 ff.

⁵⁰ Während z.B. die im Frundsberg Verlag veröffentlichten 200 „Kampfaufnahmen“ von Franz Schauwecker ausgesucht und im Geiste des soldatischen Nationalismus eingehend kommentiert wurden - „Das Erlebnisbuch des Frontkämpfers in Wort und Bild“, so die Werbung - bot die 1930 vom Frankfurter Societätsverlag publizierte Sammlung solche massiven Interpretationshilfen nicht. Sie wollte zwar „Einblicke in das seelische Erleben des Krieges“ vermitteln, es aber im übrigen, ganz neutraler Sachlichkeit verpflichtet, den „Überlebenden und der jungen Generation [...] überlassen, welchen Sinn sie diesem Zeugnis geben wollen.“ F. Schauwecker, So war der Krieg. 200 Kampfaufnahmen aus der Front, Berlin 1928; Kamerad im Westen. Ein Bericht in 221 Bildern, Frankfurt/M. 1930 (Einleitung). Vgl. B. v. Dewitz, „So wird bei uns der Krieg geführt!“ Amateurfotografie im Ersten Weltkrieg, München 1989, S. 282f., S. 282.

Brief-Bestände des Reichsarchivs zurückgreifen, das seine Monopolstellung über die Quellen auszunutzen verstand. (Vgl.1.2.1.) Die Einleitung des Bändchens illustriert vielmehr die Absicht, die Proletariererlebnisse für den parteipolitischen Kampf zu nutzen. In grotesker Verkennung der Lage, an deren Ende bekanntlich die von Stalin ausgegebene Parole von den „Sozialfaschisten“ stand, wurde allein die SPD zum Objekt des aus dem Kriegserlebnis destillierten Hasses. Das u.a. auch von der SPD angenommene Sachverständigen-Gutachten der Alliierten (Dawes-Plan), das die Reparationsverpflichtungen überschaubarer machte und im weltökonomischen Kontext auch erträglicher, stand dabei im tagespolitischen Mittelpunkt. Seine Akzeptierung durch die Sozialdemokraten wurde als „Gegenstück zur Bewilligung der Kriegskredite“ hingestellt und der nach und vor allem durch „Versailles“ verursachte und erhoffte kommende als „revolutionärer Krieg“ beschworen.⁵¹

Darüber hinaus gestaltete sich die politisch-instrumentelle Nutzung des Briefes durch die nationalistische Rechte aber auch deshalb effektiver, weil sie sich in der Endphase der Weimarer Republik im Kontext einer allgemeinen Militarisierung der öffentlichen Meinung vollzog, soweit man dieser quantitativ in den hohen Auflagen von Kriegsromanen habhaft werden und sie in der wachsenden Bedeutung von Broschüren und Artikeln ablesen kann, die sich mit dem Krieg und daraus resultierenden Themen beschäftigten.⁵² Dabei hatten schon die Inhalte nationalistischer, kriegsbejahender Romane gezeigt, daß ihre Autoren in den meisten, für die Rezeption offenbar wichtigen Bereichen - Sinn des Krieges, des Opfers, Bedeutung des Erlebnisses für die Zukunft, Schuldzuweisungen etc. - sehr viel mehr „Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten“ produzierten. Mit dieser Einhelligkeit und Eindeutigkeit aber konnten sie gerade in der krisenhaften Schlußphase der Republik mehr Durchschlags- und Überzeugungskraft erzielen, als die zwischen radikalem Pazifismus und den nicht minder entschiedenen Voten für einen revolutionären Krieg changierenden Autoren der Antikriegsromane.⁵³

⁵¹ „Mit Gott für Kaiser und Vaterland.“ Erlebnisse deutscher Proletarier während der ‚Grossen Zeit‘ 1914-1918, Berlin 1924, S. 9/10.

⁵² Vgl. W. Wette, Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches, in: W. Deist u.a. (Hg.), Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik, Stuttgart 1979, S. 67-87 und ders., Von Kellogg bis Hitler (1928-1933). Die öffentliche Meinung zwischen Kriegsächtung und Kriegsverherrlichung, in: Der gerechte Krieg. Christentum, Islam, Marxismus, Redaktion: R. Steinweg, Frankfurt/M. 1980, S. 233-268.

⁵³ Vgl. M. Gollbach, Die Wiederkehr des Weltkrieges in der Literatur. Zu den Frontromanen der späten zwanziger Jahre, Kronberg/Ts. 1978, S. 238ff., S. 245. Gollbach entwirft hier eine Typologie kriegsbejahender und -verneinender Romane. Er kommt dabei u.a. zu dem Ergebnis, daß - bei allen Unterschieden bzw. verschieden akzentuierten inhaltlichen Komponenten - ‚die‘ kriegsbejahenden Romane „scheinbar eine positive Zukunftsperspektive und ein Rezept für die aktuellen Nöte der Gesellschaft anzubieten hatten, [...]“

1.2. Feldpostbriefe - Quellen des Krieges?

Methodische Probleme und politische Lösungen

Ebenso wie in der literarischen Kriegserlebnisdiskussion nach 1918 verdichtete sich auch in der zeitgenössischen, mehr oder weniger wissenschaftlichen Betrachtung des Weltkriegs immer dann die Skepsis, Feldpostbriefe für die Erforschung der Frontstimmung zu nutzen, zur generellen Quellenkritik, wenn die zutage geförderten Inhalte nicht mit dem dahinter wirkenden, politisch gefärbten Wahrnehmungsraster der Kriegsrealität übereinstimmten. Sie verminderte sich, wenn die aus den Briefen zutage gefilterten Erfahrungen und Stimmungen mit den daran geknüpften Erwartungen zur Deckung zu bringen waren.

Wenngleich nicht mit jener Publizität, die sie gegen Ende der Weimarer Republik ins Rampenlicht rücken ließ, übernahmen Feldpostbriefe diese Rolle in der Inszenierung des Krieges bereits unmittelbar nach seinem Ende; zu einer Zeit, da selbst in den ersten Texten junger Frontoffiziere noch eine kritische, aus der Perspektive von unten urteilende Sicht des Krieges eher die Regel denn die Ausnahme ist. Für Franz Schauwecker beispielsweise war 1919 noch - entgegen seinen späteren Veröffentlichungen, in denen er der verschworenen Frontgemeinschaft und deren Gegensatz zur angeblich verhetzten Heimat das Wort redete - Deutschland als Heimat ungeschmälerter, unproblematischer Bezugspunkt. Vier Jahre lang hätte es wie ein „sagenhaftes Indien der Sehnsucht, ein Märchen, ein Paradies“ in der Ferne gelegen.⁵⁴ Die Heimat als räumlich fernes Objekt der Sehnsucht findet sich auch in vielen anderen Schilderungen und Erinnerungen. Ein Gefühl, das in den endlos langen Fahrten der Urlauberzüge seinen realen Auslöser hatte:

„[...] die Reise täuschte eine Entfernung vor, als sei Berlin im Kaukasus gelegen, wenn man nicht gar bis Guyana reisen mußte, um wieder heimzukommen.“⁵⁵

⁵⁴ F. Schauwecker, Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege, Halle/Saale 1919, S. 119/120. Schauweckers Buch ist freilich schon ganz dem „Geheimnis“ der Front, dem vermeintlich Unsagbaren des Erlebnisses gewidmet, dessen Gehalt sich dem Zugang verschließe. Dieses angeblich radikal Neue werde „ungern zugestanden, und in den ‚Feldpostbriefen‘ unserer Zeitungen und Zeitschriften entweder stillschweigend übergangen oder auf Grund vereinzelter Ausnahmen ohne weiteres gezeugnet, ins Gegenteil verwandelt oder verallgemeinert“. Ebd., S. 251. Vgl. auch die kleine Schrift des Frontoffiziers O. Dietz, Der Todesgang der deutschen Armee. Militärische Ursachen, Berlin 1919, S. 55.

⁵⁵ M. Beradt, Erdarbeiter. Aufzeichnungen eines Schanzsoldaten, Berlin 1919, S. 55. Die Bahnen mußten Umwege machen, jedem anderen Zug - Munitions- und Verwundetentransporte hatten gemeinhin Vorfahrt - ausweichen; über weite Strecken konnte zudem infolge schwacher Lokomotiven und schlechter Geleisanlagen nur Schrittgeschwindigkeit gefahren werden. Es wird von bis zu sechzigstündigen Touren für Entfernungen berichtet, die unter normalen Bedingungen in fünf, sechs Stunden zu bewältigen gewesen wären.

Da im Zusammenhang solcher Erinnerungen zugleich das Schwergewicht auf die Kluft zwischen Front und Etappe gelegt wurde, verlor auch die „Dolchstoßlegende“ an legitimierender Kraft oder kam zunächst gar nicht erst auf.

In diesem Klima fanden Feldpostbriefe selbst in den Publikationen solcher Autoren Verwendung, die zu diesem Zeitpunkt nach wie vor oder schon wieder auf Seiten der geschlagenen Armee standen, ihren ansonsten kritisierten Charakter prinzipiell verteidigten und auf ihre erneuerte Wiederherstellung hofften. Exemplarisch mag dafür eine frühe Publikation Walther Lambachs (1919) stehen. Schon in der Anlage, der sicher unbeabsichtigten Rezeption seiner Sammlung und schließlich an der Reaktion Lambachs darauf wird faßbar, wie mehrdeutig und politisch instrumentalisierbar die persönlichen Zeugnisse waren.

Lambach, einer der Führer des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, verfügte über reichhaltiges Material aus dem Krieg, vor allem Feldpostbriefe von Verbandsmitgliedern. Zwar sind es der Wunsch „nach Ordnung und neuem deutschen Aufstieg“ sowie die bereits während des Krieges virulente Furcht, die Linke könne „das Fett abschöpfen“ und damit „die Kundschaft an sich locken, um ihnen auch die übrigen zweifelhaften Waren (Anti-Militarismus, Weltbürgertum usw.) aufzureden“, die Lambachs Auswertung der Briefe bestimmen.⁵⁶ Das hindert ihn aber nicht, ihre durchaus kritischen, im Verlaufe des Krieges allmählich immer radikaleren Aussagen mit Berichten und Erlassen der militärischen Führung und Administration zu konfrontieren, die bürokratisch-verkrusteten Unverstand verrieten. Ein Fazit von vielen anhand der Briefe über die soziale Schieflage in der Armee und deren Folgen für den Kriegsausgang lautete: „Was 1915 ein Mißstand war, war 1918 ein Skandal geworden.“ Alle Eingaben wären an

„der Verständnislosigkeit der Beamten-Offiziere [...] wirkungslos abgeprallt. [...] Indem sie sich nicht belehren ließen, wurden sie zu Verbrechern am Volk und verfielen mit Notwendigkeit der rächenden Hand der historischen Gerechtigkeit.“⁵⁷

So viel Verständnis eines Deutschnationalen für die Auflösung des Heeres und für die folgende Revolution - das hing sicherlich auch mit der relativen Nähe zum Krieg zusammen. Es waren offenbar noch die Fähigkeit und der Wille vorhanden, eigenes Verhalten und eigene Wahrnehmung während des Krieges, vor allem in der Schlußphase, zu akzeptieren und Feldpostbriefe primär für eine

⁵⁶ W. Lambach, Ursachen des Zusammenbruchs, Hamburg o.J. (1919), S. 111, S. 21/22. Nicht sonderlich überraschend angesichts des ideologischen Hintergrunds des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, aber immer wieder energisierend, ist im übrigen der antisemitische Ton in Lambachs Collage. Er richtet sich gleichermaßen gegen Juden in der Armee wie gegen die jüdische Zivilbevölkerung vor allem in der Etappe der Ostfront.

⁵⁷ Ebd., S. 30.

Aufklärung über die oft widersprüchliche soziale Realität der Front zu nutzen. „Da waren“, schrieb Kurt Tucholsky 1926 im Rückblick,

*„die Leiden frisch, und die Wunden schmerzten; da brannte die Erinnerung, und da zitterte das ungeheure Erlebnis lebendig nach; da wußte jeder zu bestätigen und zu erzählen und tat's gerne, weil er endlich, endlich sprechen durfte - da war viel zu machen.“*⁵⁸

Als wenige Jahre später Sachverständige des Vierten Untersuchungsausschusses - er hatte sich im Oktober 1919 im Zusammenhang mit dem von der Weimarer Nationalversammlung eingerichteten Parlamentarischen Untersuchungsausschuß etabliert - Lambachs Broschüre Feldpostbriefzitate entnahmen, die der Absicherung ihrer eigenen, ebenfalls die Armeeführung kritisierenden und die Verhältnisse an der Front und in der Etappe geißelnden Ergebnisse dienten, ist davon nichts mehr zu bemerken.⁵⁹ Der Vorsitzende des 4. UA und Parteifreund Lambachs, Philipp, verwahrte sich energisch gegen die daraus gezogenen Schuldzuweisungen.⁶⁰ Noch deutlicher äußerte sich Lambach selbst - mittlerweile Reichstagsabgeordneter der DVP - in einem Brief an die Ausschußmitglieder vom Oktober 1927:

„Meine Broschüre ist von Politikern der Linken als Beweismaterial für die Richtigkeit ihrer Auffassung von den Ursachen des Zusammenbruchs zitiert worden. Soweit sie sich dabei auf die von mir mitgeteilten Feldbriefe stützen,

⁵⁸ Und er ergänzt: „Es ist so gut wie nichts getan worden. Als die Generale ihre Memoiren beendet hatten und die Uniformierten ihre Reichswehr: da war es zu spät“. K. Tucholsky, Vorwärts! (1926), in: ders., Gesammelte Werke in 10 Bden., Bd.4, Reinbek b. Hamburg 1975, S. 309-312, S. 309.

⁵⁹ Es handelte sich um die Sachverständigen Katzenstein, Moses, Hobohm, und Herz. Simon Katzenstein etwa verwendete Lambachs Broschüre vor allem für sein Gutachten „Die sogenannte ‚Dolchstoß-Frage‘“. WUA, Bd.6, S. 87-98. Hier stellt Katzenstein drei Thesen auf: „1. Die Niederlage des deutschen Heeres ist in erster Linie den militärischen Machtverhältnissen und ihrer strategischen Ausnutzung zuzuschreiben. 2. Daneben haben weitverbreitete, zum großen Teil auf verurteilenswerten Ursachen: Klassen- und Standesvorrechten und ihrer eigennützigen und herrschsüchtigen Ausnutzung, beruhende Mißstände den Zusammenhalt im Heere und Volk erschüttert und zum endlichen Zusammenbruch beigetragen. 3. In weitaus letzter Linie haben politisch radikale Bestrebungen, die zu überwiegendem Teil aus den unter 2 erwähnten Mißständen ihren Ursprung genommen, jedenfalls dort einen fruchtbaren Nährboden gefunden haben, in der gleichen Richtung gewirkt. Ich schließe mit den Worten des deutsch-nationalen Abgeordneten Lambach: ‚Deutschland brach zusammen, ohne daß seine herrschenden Kreise auch nur geahnt hätten, daß und in welcher Weise sie selbst das Zerstörungswerk vollbracht haben. Sie wissen es heute noch nicht.‘“ S. 97/98. Vgl. zum Parlamentarischen UA die Arbeit von U. Heinemann, Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik, Göttingen 1983, S. 177ff.

⁶⁰ Philipp führte in der Sitzung v. 11.10.1927 u.a. aus: „Alle die als ‚Kriegsmißstände‘ kurz aufgezählten Ursachen des Zusammenbruchs dürfen in der Liste der Gründe für das deutsche Unglück nicht fehlen. Wir müssen uns aber hüten, sie zu überschätzen und auf ihnen allein Schuldanklagen zu erheben. Ein solches Verfahren mag wohl im Drange der Umsturztage verständlich gewesen und vielleicht hier und da auch parteipolitisch zweckmäßig gewesen sein, ist aber wissenschaftlich unhaltbar. Deswegen muß ich auch alle Folgerungen zurückweisen, die aus gewissen Kriegsmißstimmungen heraus in der Lambachschen Broschüre erwähnt worden sind, [...]“ WUA, Bd.5, S. 147.

vergessen sie anzugeben, daß ich diese Briefe lediglich als Belege für die Stimmung des Betreffenden veröffentlicht habe, nicht aber als Beweis für die Richtigkeit ihres Inhaltes. Die Briefe zeigen, wie die Briefeschreiber damals die Dinge sahen oder zu sehen glaubten.“⁶¹

1918/19 noch Indiz für den Zusammenbruch, hatten sich Feldpostbriefe nun auf umstrittene Belege für die Stimmung einzelner reduziert. Sie gerieten gleichsam zum historischen Rohmaterial, das im Nachkriegskontext selektiv und parallel zu den politischen Polarisierungen situationsabhängig der jeweils erwünschten Aneignung und Verarbeitung des Krieges dienen sollte. Sein Erlebnis war mittlerweile von der als ‚Schmach‘ empfundenen Realität der Republik eingeholt worden.

Dem hier skizzierten Verfahren kam besondere Bedeutung zu in den eben erwähnten ersten, ex post durchgeführten Untersuchungen während der Weimarer Republik, die unter anderem auf Feldpostbriefen basierten. Ihr Wert als Quelle und die Dringlichkeit ihrer Verwendung in den Enqueten zur Genese von Revolution und Zusammenbruch standen innerhalb des politisch aufgeheizten und polarisierenden Klimas der Untersuchungsausschüsse der Verfassungsgebenden Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages immer wieder zur Debatte. Die Einwände liefen dabei in der methodisch-politischen Kritik auf die Frage zu, wie authentisch Feldpostbriefe in der Abbildung des Krieges im allgemeinen und für die Ursachenerforschung des Kriegsendes im besonderen waren. Linke und liberale Sachverständige wie Simon Katzenstein (SPD) und Ludwig Bergsträßer (DDP) plädierten für den Brief als Medium einer „psychologischen Realität“, das unmittelbar und ohne nachträgliche Ergänzungen oder Streichungen die „andere Realität, die dem Truppenführer verborgen blieb“, zur Anschauung brachte.⁶² Die Verwendung des Begriffes „psychologische Realität“, die sich im Feldpostbrief widerspiegeln, ist von Bergsträßer mutmaßlich ganz bewußt vor dem Hintergrund des geschilderten Sprachgebrauchs während des Krieges eingeführt worden. Feldpostbriefe als „psychologische Dokumente“ zu sehen war ja eine besonders von Kriegspsychologen gern benutzte Einschätzung; freilich verbarg sich dahinter zumeist die Absicht, eine völlige Übereinstimmung zwischen der aus den Briefen destillierten seelischen Verfassung der Soldaten und der offiziell propagierten Kriegsstimmung zu konstatieren, oder die Briefe nurmehr als

⁶¹ Ebd., S. 147 (Anmerkung).

⁶² Katzenstein in WUA, 4.UA, Bd.4, S. 13/14; Bergsträßer, ebd., S. 155; Abg. Joos (MdR, Zentrum), S. 146. Zur Arbeit des UA s. auch: E. Fischer-Baling, Der Untersuchungsausschuß für die Schuldfragen des ersten Weltkrieges, in: Aus Geschichte und Politik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Ludwig Bergsträßer, Düsseldorf 1954, S. 117-137. Fischer-Baling, MdR für die Deutsche Demokratische Partei, war Generalsekretär des Gesamtausschusses. - Das ebenso wie Hobohms militärkritische Gutachten Katzensteins („Mißstände in Heer und Heimat als Ursachen des Zusammenbruches“) wurde nicht in das Gesamtwerk des 4.UA aufgenommen. Vgl. U. Heinemann, Die verdrängte Niederlage, S. 180. Vgl. aber Katzensteins Gutachten „Die sogenannte ‚Dolchstoß‘-Frage“, WUA, Bd.4, 6.Teil, S. 87ff.

militärpsychiatrisch verwertbares Material für die Ätiologie der Kriegsneurose zu nutzen. (Vgl. III. 2.2./2.2.1.) Im Hinblick auf die „Zermürbung der Front“⁶³ gegen Ende des Krieges war „psychologische Realität“ nun nichts anderes als eine Umschreibung für die abnehmende Kampfmotivation, deren Ursachen deutlich im Feldpostbrief ablesbar waren,⁶⁴ und die aus den Ungerechtigkeiten, Mißständen und der nie verstummten Friedenssehnsucht einer Mehrheit der Soldaten resultierten.

Für die Sachverständigen von rechts dagegen belegten eben diese brieflichen Botschaften die Auswirkungen feindlicher und inländischer, revolutionärer Propaganda, mithin die „Dolchstoßlegende“. Die ansonsten durchaus geschätzte, subjektive Darstellung des Krieges im Feldpostbrief⁶⁵ und sein Nutzen als authentisches Zeugnis des heroischen Krieges, das seine Faszination aus der unmittelbaren, wenngleich zu großen Nähe der Verfasser zum Geschehen bezog, wurde nun als gleichsam quellenkritisch verbrämtes Mittel eingesetzt, um die historische Beweiskraft der Briefe für die eigentlichen Gründe der Niederlage auszuhebeln. Der Sachverständige v. Kuhl konstatierte:

„Wer keine Übersicht hat, wer im Schützengraben liegt und nicht mehr als 20, 30 Schritte weit nach rechts und links sieht, der konnte doch nicht besser beurteilen, ob der Krieg weitergeführt werden sollte oder nicht.“⁶⁶

⁶³ „Zermürbung der Front“, so der Titel einer unmittelbar nach Kriegsende von einem Feldarzt anonym in den Süddeutschen Monatsheften Nicolaus Cossmanns veröffentlichter Beitrag: Anonym, Süddeutsche Monatshefte/Kriegshefte, Okt. 1918-März 1919, S. 176-192, S. 178. Der deutschnational argumentierende Autor räumt in seinem während des Krieges verfaßten Text den Mißbräuchen der Dienstgewalt, den Schiebereien in der Etappe, den Ungerechtigkeiten der Verpflegung und Löhnung breitesten Raum ein. Anfang 1919 konnten derartige Einschätzungen in den Süddeutschen Monatsheften noch veröffentlicht werden.

⁶⁴ Vgl. M. Hobohms Gutachten, das dafür mannigfaltige Belege bringt. WUA, 4.Reihe, II. Abt., Bd.11/1: Gutachten des Sachverständigen Dr. Hobohm: Soziale Heeresmißstände als Teilursache des deutschen Zusammenbruchs von 1918, Berlin 1929, S. 31-35. (Vgl. II.2.2.).

⁶⁵ Der Archivrat Ernst Otto, beschäftigt in der Archiv-Abteilung des Reichsarchivs, wies immer wieder auf den Nutzen privat geführter Kriegstagebücher und den von Feldpostbriefen hin und warnte zugleich vor zu großem Vertrauen in die Verlässlichkeit offiziell geführter Kriegstagebücher von der Bataillonsebene an aufwärts. MA Potsdam, Best. 15.17, W - 10/50627, E. Otto, Die Kriegstagebücher im Weltkrieg, 1925 (Mskript.), S. 1-18, S. 1, S. 18. (Ersch. auch in: Archiv für Politik und Geschichte, 1925, H.12, Dezember.

⁶⁶ WUA, 4.UA, Bd.4, Sitzung vom 4.2. 1926, Sachverst. v. Kuhl, S. 145/46. Mit dieser Haltung konnten „Kuhl und seine Freunde niemals finden“, was nicht zuletzt in der Kriegskorrespondenz zwischen Front und Heimat offen zutage lag: „[...] daß die moralischen Kräfte mit den physischen zugleich langsam versiegt, allmählich gestorben sind, daß der Briefwechsel von Front und Heimat, von Heimat und Front, der im Anfang des Krieges ein Austausch von Hoffnungen war, mit jedem Jahre mehr ein Austausch von Hoffnungslosigkeit wurde, ab und zu noch einmal emporgerissen in festere Zuversichten, aber vom Sommer 1918 ab endgültig hinabgestoßen in Verzicht und Verzweiflung“. So der Sozialdemokrat und zeitweilige Reichsinnen- (März-Juni 1920), bzw. Außenminister (Okt. 1921-Nov. 1922) Adolf Köster, Fort mit der Dolchstoßlegende! Warum wir 1918 nicht weiterkämpfen konnten, Berlin 1922, S. 85.

Damit hatte v. Kuhl ein Problem angeschnitten, das spätestens seit der allmählichen Fortentwicklung des Krieges zum Volks- oder Massenkrieg im 19. Jahrhundert immer wieder Gegenstand der Diskussionen um die adäquate Darstellung des Krieges geworden war: Konnte der räumlich nächste Augenzeuge der Schlacht diese authentisch schildern? Aus welchem räumlichen und zeitlichen Abstand war eine adäquate Wahrnehmung des Geschehens überhaupt möglich? „Konnte man denn“, wie es Tolstoi in „Krieg und Frieden“ einen eben aus dem Gefecht kommenden Regimentskommandeur im inneren Monolog fragen läßt, „in diesem Durcheinander überhaupt wissen, was gewesen war und was nicht?“⁶⁷

Zwischen den Weltkriegen war es insbesondere Jean Norton Cru (vgl. 1.1.), der vehement für den Augenzeugen vor Ort eintrat. Der Verabsolutierung seiner Perspektive und der Aussagekraft ihrer Zeugnisse - freilich unter Einschluß jener der subalternen Frontoffiziere - gab er prägnanten Ausdruck:

*„Wenn jemand den Krieg kennt, so ist es der einfache Soldat vom Musketier bis zum Hauptmann; was wir sehen, was wir erleben, das allein ist wirklich; was unserer Erfahrung widerspricht, ist nicht da, gleichgültig woher es stammt, ob vom obersten Heerführer selbst oder aus den Denkwürdigkeiten Napoleons, ob aus den Grundlagen der Kriegsschule oder aus der einstimmigen Meinung aller Kriegsschriftsteller.“*⁶⁸

Solche deutlichen Plädoyers waren im Untersuchungsausschuß nicht zu hören, wenn man einmal von Martin Hobohms allerdings kaum beachteten Gutachten absieht, das der Autor als „Votum eines Landsturmmannes“ verstanden wissen wollte.⁶⁹ Gegenüber Feldpostbriefen herrschte hingegen eine Einstellung

⁶⁷ L. Tolstoi, Krieg und Frieden. 2 Bde., Berlin 1967, Bd.I, S. 247. Tolstois Roman wird immer wieder als Beispiel herangezogen, wenn es darum geht, die höhere Authentizität der Soldaten- gegenüber der Stabsperspektive zu betonen. Dabei wird allerdings vergessen, wie ausdrücklich Tolstoi auch über die Unzuverlässigkeit der Augenzeugenberichte reflektierte, die mehr von Angelesenen und den Erwartungen der Zuhörer bestimmt würden als vom tatsächlichen Geschehen. Bd.I, S. 307. Vgl. zur Arbeitsweise Tolstois für „Krieg und Frieden“: V. Schklowski, Leo Tolstoi. Eine Biographie, Frankfurt/M. 1984, S. 341 ff. Vgl. auch: U. Raulff, Der Zeuge der Schlacht. Marc Bloch, in: H. Eggert/U. Profitlich/K. R. Scherpe (Hg.), Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit, Stuttgart 1991, S. 196-206; ders., Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt/M. 1995, S. 205-217.

⁶⁸ J. N. Cru, Wo ist die Wahrheit über den Krieg?, S. 18. Damit widersprach Cru zugleich dem, wie er es nannte, „Stendhalschen Paradoxon“. Es umriß den von Cru verworfenen Inhalt einer ironisch zugespitzten Episode in Stendhals Roman „Die Karthause von Parma“. Der Protagonist Fabricio del Dongo irrt völlig desorientiert durch die Landschaft, schließt Bekanntschaften, nimmt u.a. an kleinen, partisanenartigen Kampfhandlungen teil etc., bis er schließlich feststellt, daß das durchlebte Chaos die Schlacht von Waterloo war. Die Episode galt manchen Kritikern als Beweis für die Untauglichkeit einer Schlachtenschilderung durch den soldatischen Augenzeugen.

⁶⁹ WUA, Gutachten Hobohm, S. 12. „Für die Beurteilung der Mißstände im Heer und ihrer Wirkung sind mir gerade die beiden Voraussetzungen, die mir zustatten kommen, die wertvollsten: daß ich als Kriegshistoriker Landsturmmann wurde und selbst beobachten, selbst Erfahrungen sammeln konnte.“ Ebd., S. 11. Hobohm legte mit seinem Gutachten die bisher für die deutsche Historiographie unerreichte erste, materialreiche Sozialgeschichte des deutschen Heeres gegen Ende des Krieges vor. Dabei hielt er sich ganz bewußt in der Nutzung von Feldpostbriefen zurück, weil in den Diskussionen des UA der Wert

vor, die durch die Ausführungen des Sachverständigen v. Kuhl sinnfällig werden:

„Ich möchte mir doch die Bemerkung erlauben, daß Briefe, die im Kriege aus der Front nach der Heimat geschickt worden sind, mit großer Vorsicht aufzufassen sind, jedenfalls nicht als historische Dokumente, auf die man eine Geschichte des Krieges und auch der Stimmungen im einzelnen genau aufbauen könnte. [...] Es wird geschrieben, ohne die Verhältnisse zu kennen, weshalb das alles so gemacht worden ist.“⁷⁰

Selbst Ludwig Bergsträßer, der sich mit seiner aus den Briefen gewonnenen „psychischen Realität“ der Front darum bemühte, der Gefahr zu entgehen, „die subjektiven Empfindungen des einen gegen die subjektiven Empfindungen des anderen“ auszuspielen, konnte sich nicht durchsetzen.⁷¹ Zwar wurde auch von den Gegengutachtern den Kriegsbriefen Aussagekraft in „psychologischer Hinsicht“ konzidiert, aber doch nur als „Ventil“ für die erlittenen Strapazen; als „Tatsachenmaterial haben sie nur beschränkten Wert“, weil die

„überaus reizbare Stimmung, Erbitterung und Wut [...] den klaren Blick trübte und ein vernünftiges Urteil nicht mehr aufkommen ließ“,

wie es der Verfasser des Gegengutachtens zum Hobohmschen, Ernst Otto Volkmann (Major a. D. und Reichsarchivrat), formulierte.⁷²

Sicherlich war der von ihm zugleich eingeklagten Beachtung der Stabsperspektive auf den Krieg zuzustimmen, zumal es sich hier ebenfalls um Augenzeugen handelte, die aufgrund ihrer an anderen Orten als der vordersten Frontlinie gemachten Erfahrungen und Erlebnisse sprachen. Im Sinne der Relativität aller

des Feldpostbriefes als Quelle immer wieder angezweifelt worden war und er sein sowieso heftig befahdetes und in der Publikation absichtlich verzögertes Gutachten nicht weiteren Anfeindungen aussetzen wollte.

⁷⁰ WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.4, Sitzung v. 4.2.1926 / Sachverständiger Gen. d. Inf. v. Kuhl, S. 143. Vgl. H. Schleier, Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, 2 Bde., 2. Aufl., Berlin (Ost) 1981, S. 531-574, S. 535.

⁷¹ Bergsträßer schlug vor, „die subjektiven Erfahrungen auf methodischem Wege zu typisieren, und wenn wir sie typisieren wollen, so müssen wir bestimmte große Quellenkomplexe methodisch durcharbeiten.“ WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.4, Sitzung v. 10.2. 1926, S. 250. Vgl. auch L. Bergsträßers Aussagen in: WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.4/5, Sitzung v. 11.10. 1927, S. 188.

⁷² WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.11/2: Gutachten des Sachverständigen E. O. Volkmann, Soziale Heeresmißstände als Mitursache des deutschen Zusammenbruches von 1918, S. 50/51. Vgl. auch: ders., Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkrieg, Berlin 1925. Volkmann propagiert hier eine Art abgeschwächte Dolchstoßlegende, indem er die größte Mitschuld an der Niederlage der USPD und dem Spartacus-Bund zuschreibt, die in ihrer politischen ‚Hetze‘ in der Heimat verheerend gewirkt hätten, im Heer den revolutionären Gedanken aber nur zum Teil verbreiten konnten, weil es in seinen Grundfesten national geblieben wäre. Die besonderen Verhältnisse der Front, „das enge Zusammenleben mit den Offizieren, die strenge Aufsicht der Kommandobehörden, Zensur- und Briefkontrolle und der ewige Wechsel innerhalb der Truppenteile, das Wandern von einem Kriegsschauplatz zum anderen erschwerte die Entstehung revolutionärer Geheimbünde.“ S. 132 (S.129-133).

geschichtlichen Abläufe mußten Einseitigkeiten in der Quellenpräferenz vermieden werden. Vor allem die militärischen Sachverständigen und Gutachter wurden auch nicht müde, auf diese methodische Selbstverständlichkeit zu pochen:

„Die Leute haben im Kriege zweifellos ungeheuer viel ausgehalten, und daß sie unter dem Druck manchmal oder oft schwere Klagen erheben, daß sie, wenn sie aus der Heimat hören, wie ihre Frauen und Kinder hungern müssen, trübselige Briefe schreiben und über alles anfangen zu schimpfen, ist durchaus erklärlich. Ich will nicht sagen, daß sie wertlos seien. Ich sage nur, sie allein als wertvoll zu bezeichnen im Gegensatz zu dem, was wir selbst erlebt, was die Führer, was unsere Offiziere gesehen haben, [...], damit bin ich nicht einverstanden.“⁷³

Freilich hatte das im Ausschuß auch niemand ernsthaft behauptet. Was eher zaghaft als energisch gefordert wurde, um dennoch sogleich als parteipolitisches Argument denunziert zu werden, bezog sich auf die Quantität der jeweiligen Quellen. Der in den Ausschuß delegierte sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wilhelm Dittmann faßte es in die Worte, daß „wir an Bekundungen von Offizieren genug haben. Was uns fehlt, sind Briefe von Mannschaften“. ⁷⁴ Deutlicher hatte es Kurt Tucholsky schon 1922 formuliert: „Feldpostbriefe, die den ganzen Jammer des geknebelten Stück Unglücks enthielten, wurden unterdrückt, [...]“ ⁷⁵

Niemandem aber, nicht einmal jenen Ausschußmitgliedern, die ganz mit der Abwehr der Dolchstoßlegende beschäftigt waren, schien aufzufallen, daß Ende 1918 der Krieg auch deshalb zu Ende gegangen war, weil die Soldaten, die „nicht mehr als 20, 30 Schritte weit nach rechts und links“ (v. Kuhl) sehen konnten, es so wollten. Mithin war der von v. Kuhl als methodische Kritik vorgebrachte und politisch gemeinte Einwand, der Frontsoldat könne doch wohl nicht entscheiden, ob der Krieg weitergeführt werden sollte, nur Makulatur: er hatte es einfach getan. Und er hatte es so gründlich getan, daß den Kommentatoren zur Charakterisierung nurmehr schon während des Krieges gebräuchliche, auf den inneren wie den äußeren Feind angewandte, psychiatrische und semipsychiatrische Termini einfielen: man habe den „Eindruck einer Psychose, eines allgemeinen Nervenzusammenbruchs. Der Bogen war überspannt.“ Nur, „wer

⁷³ WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd. 4, Sachverständiger v. Kuhl in der Sitzung v. 5.2. 1926, S. 176. Auffällig im übrigen ist an dieser wie an ähnlichen, als methodische Kritik gemeinten Aussagen, daß sie inhaltlich nahezu identisch sind mit den von Hobohm, Bergsträßer u.a. eruierten Ergebnissen, was die Bedeutung sozialer Mißstände in Heer und Heimat betrifft. Allerdings kommt danach dann immer gleich das große ‚Aber‘, das sich entweder auf die revolutionäre Beeinflussung oder die ‚nerven- und willensschwache‘, oft zugleich politisch oder ‚rassisch‘ zugeordnete, seelische Disposition der Kombattanten bezieht.

⁷⁴ Ebd., Sitzung v. 9.2.1926, S. 232.

⁷⁵ K. Tucholsky, Das Felderlebnis (1922), in: ders., Gesammelte Werke in zehn Bden., Bd.3, Reinbek b. Hamburg 1975, S. 261-266, S. 262.

unter der Einwirkung einer starken Führungspersönlichkeit stand, konnte sich der Suggestion entziehen“.⁷⁶

Nun war an diesem, zum Verdikt über das kollektive Verhalten der Armee aufgebauchten Befund immerhin bemerkenswert, wie nachhaltig nicht allein der seelischen Disposition der Kombattanten, sondern auch den daraus resultierenden Handlungen einer Mehrheit der Soldaten geschichtsmächtige Bedeutung zuerkannt wurde. Und gewiß war auch diese, in ihrer Konsequenz für die Führer der Armee auf allen Ebenen traumatische Erfahrung dafür verantwortlich, daß der als psychotisch abqualifizierten Masse der Soldaten und ihrer Perspektive von unten mehr Beachtung geschenkt wurde. Es ließ sich nicht leugnen, selbst nicht von den vehementen Verneinern einer authentischen Aussagekraft von Feldpostbriefen, daß die Sicht auf die historische Realität durch den Weltkrieg zwar keine quantitativ neue, qualitativ in dieser Breite aber doch entscheidende Erweiterung erfahren hatte: die Stimme der Augenzeugen vor Ort konnte nicht mehr überhört werden.

In der zeitgenössischen historischen Bearbeitung der jüngsten Vergangenheit - wie sie sich exemplarisch in der Arbeit des Untersuchungsausschusses zeigte - entsprach dem der mehr oder weniger umfassende Rückgriff auf die Zeugnisse der Augenzeugen. Sie zu befragen, bedurfte es freilich einer Theorie, die auch in diesem Fall eine „Theorie möglicher Geschichten“ sein mußte, „um Quellen überhaupt erst zum Sprechen zu bringen.“⁷⁷ Der Bedarf an „möglichen Geschichten“ als Bestandteil notwendiger Theoriebildung wächst, wenn sich dieser Prozeß in inhaltlicher und zeitlicher Nähe zu einem Ereignis vollzieht, das allgemein als desaströs und krisenhaft empfunden und erlitten wird; wenn also „mögliche Geschichten“ sich nicht allein als theoretische Prämisse in der Quellenexegese zu bewähren haben, sondern auch zum Bestandteil aktueller Bewältigungsstrategien in Zeiten des Umbruchs werden. Der „Verfallsprozeß geschichtlicher Selbstgewißheit“, ausgelöst durch Dauer und Wirkung des modernen Krieges, war vorangeschritten.⁷⁸ Vor diesem Hintergrund driftete die militärische Geschichte des Krieges verstärkt in Bezirke einer Geschichtspolitik ab, die auf eine Verdrängung der Krise zielte. Die dabei gewonnenen, „symbolisch und

⁷⁶ H. Thimme, *Der Weltkrieg ohne Waffen*, Stuttgart 1932, S. 180. Thimme rekapituliert hier zeitgenössische Stimmen. All diese Charakteristika waren bereits bei Beginn des Krieges im Schwange, um die Begeisterung, den „suggestiven Aufbruch der Nation“ bzw. ihre Bedrohung durch die „psychisch Wurmstichigen“ zu schildern. (Vgl. III. 2.2. u. 2.2.1.); vgl. auch: B. Ulrich, *Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien*, S. 295-314.

⁷⁷ R. Koselleck, *Standortbindung und Zeitlichkeit*. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 176-207, S. 206. Koselleck ergänzt: „Parteilichkeit und Objektivität verschränken sich dann auf neue Weise im Spannungsfeld von Theoriebildung und Quellenexegese. Das eine ohne das andere ist für die Forschung umsonst.“ Ebd., S. 207.

⁷⁸ Vgl. K. Möser, *Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur. Formen der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges*, in: MGM 1986, H.2, S. 39-51, S. 44; M. Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*, Stuttgart 1992, S. 333.

institutionell abgestützten Muster“ erwiesen sich auch hier „stärker als die authentische, aber chaotisch ungegliederte Erfahrungswelt.“⁷⁹ Einer „Erfahrungswelt“, der nicht zuletzt Feldpostbriefe Stimme und Gewicht verleihen konnten.

Und doch mußte diese „Erfahrungswelt“ unter Preisgabe ihres komplexen Gehaltes für die Darstellung des Krieges abrufbar, sollte mithin der subjektive Erfahrungsfundus, wie er sich in Feldpostbriefen finden ließ, für den nationalen Selbstverständigungsprozeß über den Verlauf des Krieges zugänglich bleiben. Eben darin, in dem, was man die „Abkoppelung von authentischer Erfahrung zugunsten einer Teilhabe an imaginären Vorstellungen“ nennen könnte,⁸⁰ kurz: in der Konstruktion national geprägter Gedächtnisinstanzen, waren die militärischen Sachverständigen und politisch konservativen Ausschußmitglieder ihren Kollegen von links überlegen.

Noch bevor die in Feldpostbriefen und Tagebüchern zutage tretenden und nur schwer einzuordnenden Erlebnisse, Stimmungen und Gefühle sich zur „Anklage der Gepeinigten“⁸¹ verdichten konnten, war es gelungen, eine aus der Niederlage gewonnene Theorie der Weltkriegsgeschichte zu konzipieren, die gegen alle emotionellen „Aufweichungen“, die ihr aus jenen Wahrnehmungen des Krieges drohten, immun schien. Die Dolchstoßlegende offerierte nicht allein ein Sinnkorsett für die durchlebte Krise, implizit enthielt sie zugleich auch eine stark mit Wenn-Konstruktionen arbeitende Theorie über den für möglich gehaltenen siegreichen Ausgang des Krieges und damit über den Verlauf der jüngsten Geschichte. Natürlich war dies keine wissenschaftlichen Kriterien entsprungene Geschichtstheorie, sondern eine partei- und machtpolitisch fundierte Vorgabe, durch die die öffentliche Meinung manipuliert werden sollte.⁸² Aber sie bewies ihre Durchschlagskraft in der Auslegung und Nutzung der Feldpostbriefe selbst

⁷⁹ B. Loewenstein, *Der Entwurf der Moderne. Vom Geist der bürgerlichen Gesellschaft*, Essen 1987, S. 45; S. 20ff. „Tatsächlich greifen die Menschen bei Versuchen, sich in Krisensituationen auszukennen, zumeist auf ältere kulturelle Paradigmen zurück, die Erklärungs- und Verhaltensmuster für die neue Situation liefern sollen.“ Ebd., S. 45.

⁸⁰ Ders., *Eine alte Geschichte? Massenpsychologie und Nationalismusforschung*, in: *Merkur*, 46 (1992), S. 657-668, S. 668.

⁸¹ Anonym, *Anklage der Gepeinigten! Geschichte eines Feldlazarettes. Aus den Tagebüchern eines Sanitäts-Feldwebels (1914-1918)*, Berlin 1919.

⁸² Koselleck weist darauf hin, „daß dort, wo die theoretischen Prämissen parteipolitisch vorgegeben werden und nicht selber kritisch in Frage gestellt werden dürfen, auch die Objektivitätskriterien der Quellenexegese nicht ausreichen, die Historie wissenschaftlich zu betreiben.“ R. Koselleck, *Standortbindung und Zeitlichkeit*, S. 207. Wenn es allerdings gelingt, parteipolitisch fundierte, theoretische Prämissen erfolgreich als wissenschaftliche zu kaschieren, kann natürlich unter Umständen und zumindest zeitweilig, der damit verbundene Objektivitätsbonus für die Absicherung und Durchsetzung der politischen Ziele genutzt werden. Genau dies zeigte der 4. UA: Letztlich setzte sich die auf der Dolchstoßthese gründende Quellenauslegung durch, während die Theorie der linken und liberalen Sachverständigen - daß nämlich die „sozialen Heeresmißstände“ die eigentliche Ursache für den Zusammenbruch der Front und für den Anteil der Armee an der Revolution darstellten - keine Beachtung fand. Einzig Martin Hobsbomh versuchte, die Öffentlichkeit darauf aufmerksam zu machen: *Untersuchungsausschuß und Dolchstoßlegende. Eine Flucht in die Öffentlichkeit*, Charlottenburg 1926 (Verlag der „Weltbühne“).

da noch, wo deren Inhalte einzig deshalb herangezogen wurden, um sie zu widerlegen. Denn auch in der Konzentration auf die „Heeresmißstände“, die anhand der Briefe so plastisch dokumentiert werden konnten, erschien die Revolution oft nur als trauriges Ergebnis einer unablässigen Kette sozialer Ungerechtigkeiten in der Armee. Verbarg sich nicht selbst hier der uneingestandene Wunsch: der Krieg hätte gewonnen werden können, wäre es nur gerechter in der Armee zugegangen? Noch in den eindrucklichsten Widerlegungen des „Dolchstoßes“ tauchte mitunter seine Legende auf, wenngleich nun inhaltlich gegen die militärische Führung als dem eigentlichen „Dolchstoßträger“ gerichtet. Hermann Kantorowicz schrieb 1919 im „Vorwort aus Anlaß der Veröffentlichung“ seiner 1916 abgefaßten Denkschrift zum „Offiziershaß“:

„Gewiß ist es wahr, daß unser unvergleichliches Heer, kurz ehe es von vorne erschlagen worden wäre, von hinten erdolcht wurde, aber ermöglicht hat das kein anderer als unsere verblendete Heeresverwaltung, der das völkerbewegende Wörtchen ‚Gerechtigkeit‘ Schall und Rauch war und die über die Stimmung im deutschen Heer so gut unterrichtet war, wie unsere auswärtige Verwaltung über die Gesinnung der Welt.“⁸³

Vor allem aber verband sich die „Dolchstoßlegende“ trefflich mit einer zweiten, ganz unmittelbar auf die künftige Geschichte abzielenden Theorie, die sich am besten mit dem liberalen, ehemals bayerischen Offizier Franz Carl Endres als Frage formulieren läßt: „Wie aber wird nun das Gesicht des Krieges der Nachwelt erhalten bleiben?“ Die Frage war von Endres als pazifistische intendiert, wenngleich ihm bereits schwante, daß die

*„Anhänger des unseligen Dogmas vom Kriege auch den Weltkrieg idealisieren und so dem Volke auch den verlorenen Krieg noch schmackhaft machen, [...]“
könnten.⁸⁴*

1.2.1. Die ‚Stimme von unten‘ als Teil nationaler Geschichtspolitik

Die eben genannte Frage mußte nur um einen entscheidenden Nachsatz ergänzt werden, um den Dogmatikern des Krieges als programmatische Leitlinie zu dienen: Wie konnte der Krieg der Nachwelt überliefert werden, ohne die Remilitarisierung

⁸³ H. Kantorowicz, Der Offiziershaß im deutschen Heer, Freiburg i. Br. 1919, S. 4.

⁸⁴ F. C. Endres, Die Tragödie Deutschlands. Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches. Von einem Deutschen, 3. Aufl., Stuttgart 1924, S. 289/290. Endres ahnte, „bleibt Brutalität noch immer ein Zeichen von Männlichkeit [...] oder gar von Deutschtum, dann wird aus der Grimasse dieses Weltkrieges ein Standbild aere perennius werden, dem die Kultur unseres Volkes geopfert wird, wie ein gefangener Jüngling dem Moloch. Die Vorbereitungen für die bleibende Verherrlichung des Krieges werden heute schon getroffen. Die Handlungsweise der Idealisten wird zur Grundstimmung des Krieges verallgemeinert“. Ebd., S. 289.

und Wehrfähigkeit der Bevölkerung zu gefährden? Für die Beantwortung dieser Frage schien der Hauptmann, später Major i. G., George Soldan - er avancierte schließlich zum Reichsarchivdirektor - der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein.

Im Mai 1919, knapp fünf Monate vor der offiziellen Gründung des Reichsarchivs am 1. Oktober, lag dem Oberquartiermeister Kriegsgeschichte im Großen Generalstab eine „für die Zukunft der kriegsgeschichtlichen Abteilung besonders zu beachtende Ausarbeitung des Hauptmann Soldan“ vor.⁸⁵ Es handelte sich um Soldans Denkschrift zur „deutschen Geschichtsschreibung des Weltkrieges als nationale Aufgabe“.⁸⁶ Hier entrollte er einen detaillierten, Fragen der Produktion ebenso wie der beabsichtigten Rezeption minuziös behandelnden Plan zur Durchsetzung geschichtspolitischer Ziele. Mutmaßlich sind die Überlegungen Soldans, die er in seiner Denkschrift entwickelte, auch in die im März 1924 im Reichswehrministerium verfaßte „Denkschrift über die geistige Kriegsvorbereitung des Volkes“ eingegangen. Als letztes Ziel der breit angelegten psychischen Mobilmachung wurde hier formuliert:

*„1. Deutschland befindet sich in einer ständig zunehmenden Gefahr. 2. Wehrstand und Wehrhaftigkeit sind nötig, um Gefahr abzuwehren. 3. Wehrwille hat mit politischer Auffassung nichts zu tun. Alle Volkskreise gleichmäßig müssen und dürfen ihn betätigen, ohne dadurch zu Kriegstreibern zu werden. 4. Verräter und Denunzianten sind Volksfeinde“.*⁸⁷

Um die ganze Zielgerichtetheit dieser Vorgänge zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß mit Beginn des Jahres 1919 und nach der Novemberrevolution 1918 neuerliche revolutionäre Erhebungen das Land in Atem hielten. Die dabei erhobenen Forderungen richteten sich unter anderem gegen die bisherige Militärpolitik und votierten in unterschiedlicher Intensität für eine Demokratisierung von Heer und Marine. Sie wurden von der Regierungsseite insgesamt als Versuch gewertet, nach dem Vorbild der russischen Revolution ‚bolschewistische Umsturzpolitik‘ zu betreiben. Während Truppen der Reichswehr und die zum Teil mit ihrer Hilfe aufgebauten Freikorps Proteste unterdrückten und lokale räterepublikanische Versuche gewaltsam zerschlugen,⁸⁸ wurden zugleich auf

⁸⁵ BA Potsdam, Reichsarchiv Nr. 41, Bl.44-48, Bl.44, Brief Jochim/ Kriegsgeschichtliche Abt. 4 an Oberquartiermeister Kriegsgeschichte v. 22.5.1919.

⁸⁶ BA Potsdam, Reichsarchiv Nr. 41, G. Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges - Eine nationale Aufgabe (1919), Bl.49-89.

⁸⁷ Denkschrift über die geistige Kriegsvorbereitung des Volkes, zit. n.: J. Sywottek, Mobilmachung für den totalen Krieg. Die propagandistische Vorbereitung der deutschen Bevölkerung auf den Zweiten Weltkrieg, Opladen 1976, S. 18, Anm. 39. Vgl.: ebd., S. 13-19. Vgl. auch: M. Geyer, Der zur Organisation erhobene Burgfrieden. Heeresrüstung und das Problem des Militarismus in der Weimarer Republik, in: K.-J. Müller/E. Opitz (Hg.), Militär und Militarismus in der Weimarer Republik. Beiträge eines internationalen Symposiums ..., Düsseldorf 1978, S. 15-100, S. 50/51.

⁸⁸ Vgl. W. Wette, Gustav Noske. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1987, S. 333 ff.; U. Kluge, Die deutsche Revolution 1918/19. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt/M. 1985, S. 138ff; W. J. Mommsen, Die deutsche Revolution 1918-20. Politische Revolution und soziale Protestbewegung, in: GG 1978, Nr. 4, S. 362-391.

der personellen und institutionellen Ebene die Weichen für die historische Überlieferung des Weltkrieges gestellt.

Die Vorbereitungen dafür waren indes bereits in den letzten Monaten des Krieges getroffen worden. Am 12. Oktober 1918 wurde die kriegsgeschichtliche Abteilung des Generalstabes - nach ihrer vorläufigen Auflösung zu Beginn des Krieges - neuerlich eingerichtet. Sie sollte sich der bis dahin nur zaghaft begonnenen kriegshistorischen Aufarbeitung des Weltkrieges widmen. Zurückgegriffen werden konnte dabei auf die Arbeit der im Herbst 1914 beim Stellv. Generalstab gegründeten Prüfungsstelle für Kriegsakten (vgl. III.1.1.2.). An diese Stelle hatten die Armeeoberkommandos, aber auch kleinere Truppenteile ihre Kriegstagebücher und Kriegsakten nach den ersten, abgeschlossenen Operationen des Krieges einzuschicken; eine Anordnung, die den ganzen Krieg über wirksam blieb, so daß auf diese Weise „schon während des Krieges allmählich ein neues Kriegsarchiv entstand“.⁸⁹

Bald nach Kriegsende, am 1. Februar 1919, wurde diese Prüfungsstelle für Kriegsakten in eine Dienststelle der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabes umgewandelt; sie erhielt die Bezeichnung K4 und stand unter Leitung des Oberstleutnants Jochim. Vierundfünfzig weitere Offiziere waren als Bearbeiter für die hier geplante militärwissenschaftliche Erforschung des Weltkrieges vorgesehen.

Mit Inkrafttreten des Versailler Vertrages am 28. Juni 1919 und der darin in Artikel 162 bestimmten Auflösung des deutschen Generalstabes, schien freilich bereits das Ende des Unternehmens gekommen. „Vorausschauend“ hatte allerdings

„die mit Erledigung aller hiermit zusammenhängenden Fragen beauftragte Dienststelle ‚General von Seeckt‘ und der Oberquartiermeister Kriegsgeschichte die Umwandlung der Kriegsgeschichtlichen Abteilung in ein neu zu gründendes nichtmilitärisches Institut“

zielstrebig betrieben.⁹⁰ Vor allem die „private Auswertung“ des Krieges - wie es in aller dankenswerten Offenheit hieß -, die „materiell für sich selber und ideell nur sehr bedingt für den Staat, häufiger aber gegen ihn“ arbeite, sollte verhindert oder doch in ihrem Wirkungsgrad durch die angestrebte amtliche Weltkriegs-Historiographie eingeschränkt werden.⁹¹

⁸⁹ MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden und der dabei gewonnenen Erfahrungen, Teil A, Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres, Oktober 1944 (Mskript.), S. 4ff., S. 6.

⁹⁰ Ebd., S. 12.

⁹¹ Ebd.

Die darin enthaltene Befürchtung speiste sich - neben den Erfahrungen, die während des Krieges mit den teils verheerenden Wirkungen von Feldpostbriefen gemacht worden waren - aus der unschwer zu übersehenden Diktion unmittelbar nach dem Krieg erscheinender Bücher und Broschüren über den Kriegsalltag. Denn neben den gleichfalls sofort publizierten Erinnerungen von Stabsoffizieren und Generälen⁹² und den Romanen junger, im Kriege zu Leutnants beförderter Frontoffiziere wie Franz Schauwecker und Ernst Jünger, publizierten Mannschaftssoldaten und Unteroffiziere, aber auch militärkritisch eingestellte, subalterne Frontoffiziere⁹³ ihre Erinnerungen, kamen nun zudem im Kriege unterdrückte und verbotene Denkschriften, nicht selten unter Rückgriff auf Feldpostbriefe und Tagebücher, zur Veröffentlichung. Hier entrollte sich, wie es im Vorwort zu einer anonym publizierten Schrift eines Sanitäts-Feldwebels heißt,

*„die klassische Chronik der Niederträchtigkeit, der Schweinerei, der Ausbeutung, der Korruption und des Verbrechens“.*⁹⁴

Es waren Denkschriften darunter wie die seit 1916 vorliegende, freilich während des Krieges ignorierte des Rechtsgelehrten Hermann Kantorowicz,⁹⁵ oder das, offensichtlich auch Ludendorff zugestellte Memorandum Otto Lehmann-Rußbüldts, in dem es darum geht, „wie der deutsche Soldat denkt und fühlt“.⁹⁶ Der Redakteur der „Berliner Volks-Zeitung“, ehemalige Frontsoldat, Mitbegründer und Präsident des „Friedensbundes der Kriegsteilnehmer“, Karl Vetter,⁹⁷ wurde durch das große Leserinteresse an seiner im März 1919 begonnenen Artikelserie über seine „Eindrücke aus den entscheidenden Tagen der Westfrontkämpfe“ zur Herausgabe einer Flugschrift animiert, die unter dem Titel „Ludendorff ist schuld! Die Anklage der Feldgrauen“ 1919 in Berlin erscheinen konnte.⁹⁸ Nahezu jeder militärische Bereich des Krieges wurde so aus der Sicht der

⁹² Liste der Veröffentlichungen in: R. Brühl, Militärgeschichte und Kriegspolitik. Zur Militärgeschichtsschreibung des preussisch-deutschen Generalstabes 1816-1945, Berlin 1973, S. 263/264.

⁹³ So der Leutnant in einem Gardepionierbataillon, Otto Dietz: Der Todesgang der deutschen Armee. Militärische Ursachen, Berlin 1919. Die Schrift von Dietz wird etwa von Hobohm in seinem Gutachten ausgiebig zitiert. Dietz zog u.a. die Bilanz: „Nicht die Fehler in der Schlacht, [...], nicht der U-Bootkrieg, nicht die schlechten Ernährungsverhältnisse oder das Treiben der Sozialdemokratie in der Heimat haben das Heer zugrunde gerichtet - sie haben wohl dazu beigetragen -, sondern die Mißstände [im Heer/B. U.], die sich eingeschlichen hatten und nicht mehr auszurotten waren.“ S. 7.

⁹⁴ Anonym, Anklage der Gepeinigten!, S. 6 (Vorwort A. Zickler).

⁹⁵ H. Kantorowicz, Der Offiziershaß im deutschen Heer, Freiburg i. Br. 1919.

⁹⁶ O. Lehmann-Rußbüldt, Warum erfolgte der Zusammenbruch an der Westfront?, Berlin 1919, Vorwort.

⁹⁷ Vgl. zum „Friedensbund der Kriegsteilnehmer“: R. Lütgemeier-Davin, Basismobilisierung gegen den Krieg: Die Nie-Wieder-Krieg-Bewegung in der Weimarer Republik, in: K. Holl/W. Wette (Hg.), Pazifismus in der Weimarer Republik, Paderborn 1981, S. 47ff. Die jährlich stattfindenden Demonstrationen des Bundes anlässlich der Wiederkehr des Weltkriegsbeginns wurden von einem „Aktionsausschuß Nie wieder Krieg“ organisiert.

⁹⁸ K. Vetter, Ludendorff ist schuld! Die Anklage der Feldgrauen, Berlin 1919. Vetter organisierte - nach der die Republik kurzzeitig aufrüttelnden Ermordung Rathenaus und dem Mordanschlag auf Maximilian Harden - unter Beteiligung Kurt Tucholskys und mit nur geringer Unterstützung des Reichsinnenministeriums am 11. August 1922 eine republikanische Verfassungsfeier im Berliner Lustgarten. Vgl. die Schilderung der Vorbereitung des Festes und seines Verlaufs in: M. Hepp, Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen, Reinbek b. Hamburg 1993, S. 233ff.

Beteiligten kritisch beleuchtet. So berichtete etwa der Stadtschulrat Wilhelm Appens, im Kriege einfacher Soldat, über „Charleville. Dunkle Punkte aus dem Etappenleben“ (Dortmund 1920); Martin Beradt, schon vor dem Krieg erfolgreicher Autor des S. Fischer Verlages, brachte 1919 seine während des Krieges von der Zensur unterdrückten „Aufzeichnungen eines Schanzsoldaten“ (Erdarbeiter, Berlin 1919) heraus, die auf seinen Erfahrungen als Bausoldat an der Westfront beruhten; Arthur Zickler endlich veröffentlichte 1921 seine autobiographischen Aufzeichnungen „Im Tollhause“ (Berlin 1921), worin er seine Zeit in einer Militärirrenanstalt beschreibt.⁹⁹

Dieser unerwünschten Sicht der Dinge mußte schnellstens ein Riegel vorgeschoben werden, indem „die Wiederbelebung der Erinnerung an die Großtaten während des Weltkrieges“ zur eigentlichen Aufgabe einer historischen, der militärischen Zukunft verpflichteten Rückschau erklärt wurde.¹⁰⁰

Das vor diesem Hintergrund schließlich am 1. Oktober 1919 gegründete Reichsarchiv war der direkte Nachfolger der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabes. Formal wurde es dem Innenministerium unterstellt. Diese Zuordnung verdankte sich dem Bemühen, die Nähe des Archivs zum Generalstab wenigstens nicht auch noch zu institutionalisieren; und durch eine Etatisierung in der Heeresverwaltung wäre eben dies vor aller Welt deutlich geworden. Zwar wurde im Beschluß der Reichsregierung vom 5.9.1919 - erfolglos - gefordert, „daß unter keinen Umständen etwa das Archiv gewissermaßen die Fortführung des Generalstabes sein dürfte“.¹⁰¹ Dennoch blieb das Reichsarchiv weiterhin dem nun Truppenamt genannten Generalstab eng verbunden. Daß es sich um eine verdeckte Fortführung handelte, zeigte sich unter anderem auch darin, daß ab Juni 1926 gemäß einer Vereinbarung mit dem Reichswehrministerium jeweils zwei bis vier Offiziere zur kriegsgeschichtlichen, alsbald nurmehr historisch genannten Abteilung des Reichsarchivs kommandiert wurden.¹⁰²

⁹⁹ Vgl. auch: O. M. Graf, Wir sind Gefangene, Berlin 1926 /Kap.19, „Idiot“. S. auch: W. Richter, Wer hat die Schuld? Ein Wort zur Klärung, Potsdam 1919; Der Dolchstoß. Warum das deutsche Heer zusammenbrach, 2 Teile, Berlin 1920; K. Heinig (SPD-Parteivorstand), Die große Ausrede von der erdolchten Front, Berlin 1920. Zu den eindrucksvollsten, unmittelbaren Verarbeitungen des Weltkrieges gehören zudem die auf zeitgenössischen Bühnen so erfolgreichen Dramen Ernst Tollers, vor allem „Die Wandlung“ (bereits während des Weltkriegs verfaßt, Uraufführung Okt. 1919), „Masse - Mensch“ (geschrieben in der Haft 1919, Uraufführung Okt. 1921) und „Hinkemann“ (Geschrieben in der Haft 1921/22, Uraufführung April 1924).

¹⁰⁰ MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, S. 12.

¹⁰¹ Zit. n.: F. P. Kahlenberg, Deutsche Archive in West und Ost. Zur Entwicklung des staatlichen Archivwesens, Düsseldorf 1978, I. Rückblick auf das Reichsarchiv, S. 15-24, S. 18, Anm.13.

¹⁰² MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, S. 31.

Vor allem aber war mit dieser Entwicklung die angestrebte Bearbeitung des Krieges institutionell und materiell abgesichert; das Reichsarchiv blieb Monopolherr über die Quellen. Seine personelle Besetzung sah zivile, kritisch eingestellte Mitarbeiter kaum vor. Unter siebenunddreißig wissenschaftlichen Mitarbeitern der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Reichsarchivs fanden sich zu Beginn des Jahres 1924 zweiunddreißig ehemalige Offiziere, davon dreiundzwanzig ehemalige Generalstabsoffiziere.¹⁰³ Mit diesem personellen Rückgriff auf das alte Berufsoffizierskorps konnten die Darstellungen des Krieges völlig der angestrebten Remilitarisierung angepaßt werden.¹⁰⁴

Es gab verschiedentlich Widerstände innerhalb des Reichsarchivs gegen die eingeschlagene inhaltliche Ausrichtung der Arbeit; vor allem von Mitgliedern der dem RA beratend zur Seite gestellten Historischen Kommission und von republikanisch gesinnten zivilen Mitarbeitern, u.a. von Hobohm, Bergsträßer und Veit Valentin. Kritik tauchte vor allem auch im Zusammenhang mit Planung und Zusammenfassung des Hauptwerkes des RA auf: „Der Weltkrieg 1914-18“.¹⁰⁵ Die Kritik am Vorgehen des RA fand allerdings kein Gehör. Hobohm wurde z.B. an den Arbeiten nicht beteiligt wegen seiner „heeresfeindlichen Grundeinstellung“.¹⁰⁶

Soldan definierte die näheren Aufgaben des RA in seiner Denkschrift wie folgt:

*„Ein zusammengebrochenes Volk aufrichten, ihm den Glauben an sich selber wiedergeben, aus gemeinsam ertragenem Glück und Unglück deutschnationales Empfinden erwachsen lassen, das die dunkelste Gegenwart durchstrahlend, den Weg zum neuen Aufstieg weist; den großen erzieherischen Wert der Geschichte ausnützen, um ein unpolitisch denkendes und empfindendes Volk zur Reife zu führen.“*¹⁰⁷

Diese generellen Zielvorgaben waren „bewußt in die Geschichtsschreibung hineinzulegen“ und sollten sich zugleich „unbewußt [...] dem Leser eingraben.“ Zwar sei das deutsche Volk „in seinem augenblicklichen Zustand [...] keiner ernsthaften Beeinflussung zugänglich“, doch in naher Zukunft schon werde der Blick wieder

¹⁰³ Ebd., S. 26.

¹⁰⁴ Vgl. R. Brühl, Militärgeschichte und Kriegspolitik, S. 227ff., S. 247, S. 233ff.; vgl. auch: K. Demeter, Das Reichsarchiv. Tatsachen und Personen, Frankfurt/M. 1969. Vgl. R. Brühl, S. 283.

¹⁰⁵ Der Weltkrieg 1914-18. Bearb. im RA, Bd.1-9, Berlin 1925-33. Der Rest der insgesamt 14 Bände und zwei Ergänzungsbände wurden ab 1936 im Auftrag des Oberkommandos des Heeres von der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres bearb. und hg. Bd.13 und 14 erschienen dann erst nach ihrer Fertigstellung 1942/44 im Jahre 1956.

¹⁰⁶ Vgl. R. Brühl, Militärgeschichte und Kriegspolitik, S. 283.

¹⁰⁷ BA Potsdam, Reichsarchiv Nr. 41, G. Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges - Eine nationale Aufgabe (1919), Bl.49-89, Bl.64.

*„liebevoll und stolz [...] an dem eisernen Kreuze haften und gern werden die Gedanken bei dem Schönen und Erhebenden weilen, das der Krieg reichlich neben den schneller dem Gedächtnis entschwindenden Schattenseiten geboten hat. [...] Gleichzeitig wird dann allgemein das Verlangen kommen, zu lesen, das Gedächtnis aufzufrischen und zu ergänzen.“*¹⁰⁸

Genau in dieser, mit Hellsichtigkeit prognostizierten, veränderten Rezeptionssituation, die aus dem Bedürfnis vieler Veteranen resultierte, „die Schlachten zu lesen, in denen sie mitwirkten“, ¹⁰⁹ kommt bei Soldan die Nutzung der Perspektive von unten ins Spiel. Die strenge Unterscheidung zwischen dem sogenannten gebildeten Teil des Volkes, den es nach „rein wissenschaftlichen Darstellungen“ verlange, und den ‚unteren Bildungsschichten‘ legte es nach Soldan nahe, für letztere „die zu schaffende Arbeit populär zu gestalten“, in der Absicht, „bewußt auf sie Einfluß gewinnen zu wollen.“¹¹⁰

Als Vorbild schwebte Soldan unter anderem die von Adolph Menzel illustrierte „Geschichte Friedrich des Großen“ von Franz Kugler vor. Hier konterkarierten Menzels Darstellungen den ganz der Feldherrenperspektive verpflichteten Text Kuglers, indem sie dem Betrachter einen Blick auf den ungeordneten, kaum mit den Planungen am Kartentisch vergleichbaren Kampf der Soldaten ermöglichten.¹¹¹ Eben diese Kombination von klar durchdachtem ‚Oben‘ und lebendigerem und unmittelbar den Betrachter ansprechendem ‚Unten‘ will auch Soldan, wobei klar für ihn bleibt, daß die eigentlichen Generalstabswerke davon frei bleiben müssen.¹¹²

¹⁰⁸ Ebd., Bl.64/65.

¹⁰⁹ Ebd., Bl.70.

¹¹⁰ Ebd., Bl.65, 69.

¹¹¹ „Aber gerade damit“, so Herfried Münkler, „hat er eine viel nachhaltigere Heroisierung der Darstellung vorgenommen“. H. Münkler, Schlachtbeschreibung: Der Krieg in Wahrnehmung und Erinnerung. Über „Kriegsberichterstattung“, in: ders., Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/M. 1992, S. 176-207, S. 184.

¹¹² Bezogen auf die von Generalstabsoffizieren betreuten letzten beiden Bände aus der Reihe „Der Weltkrieg 1914-18“ kamen hier allerdings schon Zweifel auf. Im Vorwort wird darauf hingewiesen, daß „seit den parlamentarischen Untersuchungen über die Ursachen des Zusammenbruchs 1918 [...] die in mancherlei Veröffentlichungen zutage getretene ‚Generalstabshistoriographie‘ den Widerspruch von Politikern und Historikern hervorgerufen“ hat. Zit. n.: K. Möser, Kriegsgeschichte und Kriegsliteratur, S. 43. Freilich, bereits in den frühesten Nachkriegsplanungen für das amtliche, wissenschaftliche Weltkriegswerk - anläßlich der ersten Tagung der dem RA beigeordneten Historischen Kommission im November 1920 - führte der RA-Präsident v. Mertz u.a. aus, eine „eingehende und größtenteils fachmännische Darstellung würde ja doch nicht gelesen werden“. Die Diktion des Werkes müsse daher unter starkem „Heranziehen persönlicher Momente in die Schilderung der Ereignisse“ gefunden werden. MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, S. 17. Vgl. auch ebd.: Anlage 14, S. 22f.

Die „wertvolle Erziehungsarbeit am Volke“¹¹³ war nur zu leisten unter inhaltlicher Ausblendung der „langen Kampfpausen, in denen nur der Stellungskampf ein ermüdendes Bild bietet“.¹¹⁴ Vielmehr sollte der Schwerpunkt auf dem erhebenden Bewegungskrieg und Ausschnitten aus den großen Materialschlachten liegen; zudem mußten die volkstümlichen Schilderungen mit der Seriosität einer amtlich-offiziellen Stelle an den Leser gebracht werden, da sonst eine Minderung des erzieherischen Wertes zu befürchten wäre.¹¹⁵

Die Überlegungen Soldans entpuppten sich als wichtiger Beitrag für die Gründung eines „Volkstümliche Schriften“ genannten Referates, das bei der Neugliederung des Reichsarchivs am 1. Januar 1921 gebildet und als Abteilung G etatisiert wurde. Soldan übernahm als Archivrat die Leitung.¹¹⁶

In den Jahren der Konsolidierung der Republik, in denen das Interesse am Krieg gering zu sein schien,¹¹⁷ waren es vor allem die schließlich 36 Bände umfassende Reihe „Schlachten des Weltkrieges“ und die bis 1935 auf fast 1.000 Exemplare angewachsenen „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“ (Regimentsgeschichten), die in erheblichem Maße verbreitet und rezipiert wurden. Geschickt nutzte man beim Verkauf der letzteren die vorhandenen Regiments- und Kriegervereine, deren Mitgliedern Rabattpreise eingeräumt wurden:

*„Ehemalige Regimentsangehörige erhalten bei Bestellung durch ihren Regimentsverein Vorzugspreise. Den Wünschen der einzelnen Truppenteile kann in jeder Hinsicht heute in weitestem Maße Rechnung getragen werden. Lassen Sie sich auf ihre Regimentsgeschichte vormerken!“*¹¹⁸

Beide Reihen wurden vom Reichsarchiv herausgegeben bzw. kontrollierend betreut. Allein von den Bänden der „Schlachten des Weltkrieges“ wurden pro Heft bis zu 40.000 bzw. 50.000 Exemplaren abgesetzt. In ihnen, wie auch in den Regimentsgeschichten, wurden ganz bewußt, bisweilen unter Heranziehung von Feldpostbriefen sowie nationalen Kriegsromanautoren als Verfassern und in Ergänzung der rein militärtaktischen und -strategischen Abhandlungen, „die

¹¹³ G. Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung..., Bl.70.

¹¹⁴ Ebd., Bl.75.

¹¹⁵ Ebd., Bl.71.

¹¹⁶ Vgl. R. Brühl, Militärgeschichte und Kriegspolitik, S. 276. Volkstümliche, auf eine populäre Darstellung des Krieges abzielende Schriften, die zugleich durch die Armeeführung abgesegnet waren und dadurch einen halbamtlichen Charakter erhielten, kamen bereits gegen Ende des Krieges heraus. Auf Verfügung des Generalstabes des Heeres vom Frühjahr 1917 wurde im letzten Kriegsjahr die Reihe „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ begonnen. Sie wurden nach ihrem Verleger auch „Stalling-Hefte“ genannt. Als Herausgeber und betreuende Institution fungierte eine Sektion der Abt. III b (Nachrichten- u. Pressewesen) bei der OHL. Die Reihe diente als Ersatz für die im Februar 1917 eingestellten Arbeiten an einem Generalstabswerk des Krieges - „wenn auch in volkstümlicher Form“. MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, S. 2-3.

¹¹⁷ Vgl. H.-H. Müller, Der Krieg und die Schriftsteller, S. 31f., S. 35.

¹¹⁸ BA Potsdam, 15.06 Reichsarchiv, Nr. 1, Bl. 248 (Werbeprospekt für Regimentsgeschichten).

ungeheure Erlebniswucht der Mitkämpfer“ genutzt.¹¹⁹ „Derartige naturalistische Schilderungen“, so Soldan in einer Vorbemerkung,

„sind unentbehrlich, um das Verständnis für das Wesen der modernen Schlacht zu fördern und vor allem auch kommenden Geschlechtern einen Begriff davon zu geben, welche gewaltigen Anforderungen der Krieg unserer Zeit an den Menschen stellt.“¹²⁰

Allerdings hatte das Reichsarchiv auch immense Schwierigkeiten in der Vermittlung und Verbreitung ihrer volkspädagogisch aufbereiteten Darstellung des Krieges. Dies traf zeitlich mit der relativen Stabilisierungsphase der Weimarer Republik ab etwa 1923 zusammen und bezog sich vor allem auf die gleichfalls unternommenen Versuche, Artikel und Kriegserlebnisse aller Art in deutschen Zeitungen zu lancieren. Als die Nachrichtenstelle des Reichwehrministeriums im Mai 1924 das Reichsarchiv bat, sie mit druckfertigen Aufsätzen zu versorgen,

„die entweder in der Wiedergabe von Tagebuchstellen, Briefen usw. bestehen können, oder in Schilderungen, die auf Grund der im Reichsarchiv vorhandenen Aufzeichnungen gemacht werden“¹²¹

-, ging Soldan in seinem Antwortentwurf für den Reichsarchivdirektor v. Haeften auch auf diese wenig erfreuliche Lage ein:

„Es ist zutreffend, daß nur die ganz rechts stehenden Zeitungen derartige Aufsätze bringen. Das liegt aber keineswegs daran, daß sie allein bedient werden. Die weiter links stehenden Zeitungen, selbst in der Mitte und nach der Volkspartei hinüber, verhalten sich auch heute noch auffallend ablehnend gegen die Aufnahme von Aufsätzen über Kriegserlebnisse.“

Bisher habe man die Erfahrung gemacht,

„daß die ausgesprochen deutschnationalen Zeitungen dankbar und ohne Ausnahme Gebrauch von dem Anerbieten machen, bei deutscher Volkspartei bereits Ausnahmen, bei Zentrum desgl. in erhöhtem Maße. Demokratische und sozialdemokratische Zeitungen bringen fast grundsätzlich nichts über Kriegserlebnisse, es sei denn, daß eine pazifistische Tendenz verfolgt werden [sic!].“

¹¹⁹ Vgl. R. Brühl, Militärgeschichte und Kriegspolitik, S. 276-279. Der Band 10 der „Schlachten des Weltkrieges“ z.B. war von dem später bekannten Kriegsromanautor Werner Beumelburg (Die Gruppe Bosemüller) geschrieben worden: Ypern 1914, 2. Aufl., Oldenburg i. O./Berlin 1928, Vorbemerkung der Schriftleitung (G. Soldan). Beumelburg verfaßte auch Bd.3, Douaumont (1923); Bd.16, Loretto (1927); Bd.27, Flandern 1917 (1928).

¹²⁰ Schlachten des Weltkriegs, Bd.10, Vorbemerkung der Schriftleitung (Soldan).

¹²¹ BA Potsdam, Reichsarchiv Nr. 326, Bl.220 (Brief Nachrichtenstelle im Reichswehrministerium an Direktor RA v. 3.5.1924).

Generell, so Soldan, habe sich bei Zeitungen aller Richtungen die Aufnahmebereitschaft verringert. Und er ergänzt:

„Es scheint, daß die Neigung, Kriegserinnerungen zur nationalen Werbearbeit zu benutzen, hier die Zurückhaltung vergrößert hat.“¹²²

Womöglich ist diese Entwicklung dafür verantwortlich, daß sich die Interessen des Reichsarchivs im allgemeinen und die Soldans im besonderen vor allem auf die schon erwähnten Reihen „Schlachten des Weltkriegs“ und die Regimentsgeschichten konzentrierten. Hinzu kamen ab Mitte der zwanziger Jahre vom Reichsarchiv betreute und edierte Fotobände über den Weltkrieg, konnten doch Fotografien und ihre Bildunterschriften mehr noch als die ausgesuchten schriftlichen Zeugnisse der Mitkämpfer „den wirklichen, den lebendigen Krieg“ suggerieren, kurzum: „Tatsachen“.¹²³ Fotografien (und Zeichnungen) wurden auch für die Illustrierung der Regimentsgeschichten und der „Schlachten des Weltkriegs“ eingesetzt. Die dabei genutzten Bestände des BuFa - ca. 10.000 Fotos - sowie Privataufnahmen zeigten selten Kampfaufnahmen. Abgebildet waren Aufmarschbewegungen, Bereitstellungen, erbeutete Waffen, Gefangene, zerstörte Landschaften und Städte/Dörfer, Etappenleben, Versorgung von Verwundeten, Vorgesetztenportraits. Das unterstrich den Eindruck, den die Texte beim Leser hinterlassen: der Krieg als abenteuerlicher Aufbruch ins Unbekannte, seine schriftliche und bildliche Fixierung als Dokument einer Unternehmung, die die Balance hält zwischen Expedition und Betriebsausflug.¹²⁴

Als 1926 sogenannte „Aktenstandsberichte“ im Reichsarchiv für die dort lagernden Kriegsbrieftsammlungen verfaßt wurden, vermied das den Nutzen für die Historie absteckende Vorwort vorderhand jeden Anklang an die potentielle politische Instrumentalisierung der Quellen. Vielmehr wurde in den mit durchaus modern anmutender und uns Heutigen vertrauter Begrifflichkeit vorgebrachten Überlegungen für eine Geschichte des Krieges votiert, die den „kleinen Mann“ zu berücksichtigen hatte:

„Der Weltkrieg mit seinen heute noch gar nicht zu übersehenden Folgen und Auswirkungen auf allen Gebieten [...] macht es [...] zur Pflicht, Zeugnisse und Dokumente zu sammeln, die die Möglichkeit gewähren, dieses größte Ereignis der Universalgeschichte in den letzten Jahrhunderten nicht nur von Oben her, vom Staate aus, zu sehen, sondern auch aus der Tiefe des deutschen

¹²² Ebd., Bl.219/Rs (Antwortentwurf Soldan v. 18.5.1924).

¹²³ G. Soldan in seinem Geleitwort zu: Der Weltkrieg im Bild. Original Aufnahmen des Kriegs- Bild- und Filmamtes aus der modernen Materialschlacht, Berlin, Oldenburg i. O. 1927.

¹²⁴ Vgl. zur Rolle der Weltkriegsfotografie in der Nachkriegszeit: B. v. Dewitz, „So wird bei uns der Krieg geführt!“, S. 266ff. Vgl. G. Montgomery, ‚Realistic‘ War Films in Weimar Germany. Entertainment as education, in: HJFRT Nr. 2/1989, S. 115-133.

Volkes, aus allen seinen Schichten mitzuerleben und für die Zukunft festzuhalten.“¹²⁵

Kein früher Alltagshistoriker plädiert hier für die Sicht ‚von unten‘. Es ist der Leiter der Archivabteilung des Reichsarchivs, Ernst Müsebeck, der im April 1926 mit diesen Worten und unter anderem auf der Basis von Feldpostbriefen eine „deutsche Kulturgeschichte des Weltkrieges“ forderte.¹²⁶ Freilich fragte sich Müsebeck auch, ob denn die Briefe

*„wirklich individuell eigenartige Stimmungsbilder uns geben oder ob sie nicht oft einfach die Anschauung wiedergeben, die die Schreiber bei der Lektüre der Tageszeitungen erhalten haben.“*¹²⁷

Ein im Kern bedenkenswertes Problem. Für Müsebeck löst es sich dadurch auf, „daß jeder, der die einzelnen Briefe auf sich wirken läßt“, schnell merke, „daß sie wirklich primär sind, daß sie Persönlichkeitsanschauungen und Stimmungen bestimmter Kameradenkreise der Nachwelt überliefern.“¹²⁸ Die Betonung liegt auf der Eingrenzung ‚bestimmte Kameradenkreise‘; nach der Einschätzung von Zeitgenossen enthielten die „umfangreichen Kriegsbriebsammlungen des Reichsarchivs [...] im ganz überwiegenden Maße Briefe entschieden national gesinnter Kreise“.¹²⁹

Damit war der Rahmen der erwünschten „Kulturgeschichte des Krieges“ abgesteckt. Was eigentlich damit intendiert war, wurde forciert durch den verlorenen Krieg und vor allem durch die von führenden Militärs und vielen subalternen Frontoffizieren als Trauma erlebten Revolution. Wenn nichts anderes, so hatte diese ihnen doch wenigstens eines deutlich vor Augen geführt: der Krieg war nicht mehr nur allein von technischen Innovationen und ökonomischen Potentialen, sondern in ebenso starkem Maße von politisch-psychologischen Ressourcen abhängig,¹³⁰ die über Stärke und Schwäche der Kampfmotivation

¹²⁵ BA Potsdam, 15.06 Reichsarchiv Nr. 193, Bl.1-49; Inventare des RAs, Serie I: Kriegsbriebsammlungen, H. 1, Potsdam 1926 (als Mskrpt. gedruckt), Vorwort E. Müsebeck, S. 2/3. Ernst Müsebeck war Historiker und hat u.a. Arbeiten zum preußischen Kultusministerium zu Beginn des 19. Jhs. und zur preußischen Verfassungsfrage vorgelegt.

¹²⁶ Ebd., S. 4.

¹²⁷ Ebd.

¹²⁸ Ebd.

¹²⁹ H. Thimme, Der Weltkrieg ohne Waffen, Stuttgart 1932, S. 162. Für Thimme ist dies Grund genug, diese Briefe für eine Untersuchung über die Auswirkungen feindlicher und innerrevolutionärer Propaganda nicht heranzuziehen, da die Autoren „mehr oder weniger immun waren.“ Ebd. Er favorisiert die Berichte der Postüberwachungsstellen sowie die Meldungen der Eisenbahnüberwachungsreisenden, „die die Stimmung der Urlauber nach ihren Gesprächen kontrollieren mußten.“ Ebd., S. 163 u. passim.

¹³⁰ Vgl. W. Deist, Auf dem Wege zur ideologisierten Kriegführung: Deutschland 1918-1945, in: ders., Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München 1991, S. 385-429. „Der Erste Weltkrieg hatte für jedermann unter Beweis gestellt, daß Kriege nicht mehr allein durch militärische Gewaltanwendung gekennzeichnet und unterschieden wurden. Der Konflikt war zum Beispiel des ersten industrialisierten Krieges auf europäischem Boden geworden, in dem die Mobilisierbarkeit und die Mobilisierung der materiellen und psychischen Ressourcen der gesamten Nation wichtiger geworden waren als die operativen Entscheidungen der Armeeführer.“ (S.391). Vgl.

entschieden. Sich ihrer im modernen Krieg zu vergewissern, bedurfte es unter anderem - gleichsam parallel zu den angestrebten militärischen Annexionen - einer ‚Eroberung‘ der individuellen Wahrnehmung der Kombattanten und des daraus resultierenden Kriegserlebnisses. In diesem Sinne boten Feldpostbriefe in der Tat die Möglichkeit, den Weltkrieg „aus der Tiefe des deutschen Volkes, aus allen seinen Schichten mitzuerleben“, wie es Müsebeck forderte. Er vergaß freilich zu ergänzen: um es für die „Schlacht der Zukunft“ zu präparieren.¹³¹

Zurückgegriffen werden konnte dabei auf den Feldpostbrief-Bestand, der dem Reichsarchiv von Organisationen, studentischen Korporationen, Verbänden, Vereinen, Parteien, Gewerkschaften und Einzelpersonen überlassen worden war. Ein später Erfolg des Aufrufes des Stellv. Gen. Stabes vom März 1915 (vgl. III.1.1.3.). Der Reichsarchivrat, Major a. D. und Sondersachverständige im 4. UA, Volkmann, führte dazu am 9. Februar 1926 aus:

„Es ist ja bekannt, daß im Reichsarchiv ganz ungeheure Bestände von Tagebüchern und Briefen von Kriegsteilnehmern vorhanden sind (etwa 500000). Die Bestände sind so groß, daß es unmöglich für den Außenstehenden ist, sich ein klares Bild zu machen. Über die Tagebücher haben sich die Besitzer das jeweilige Verfügungsrecht vorbehalten. Man ist bereits damit beschäftigt, Auswahlen zu treffen und die Briefe nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Unter anderem ist in der Bildung begriffen eine Sammlung von Briefen von jungen Akademikern, hauptsächlich Studenten, die an der Front gestanden haben. Man hat, soweit ich unterrichtet bin, etwa 5000 Briefe zusammengenommen, die wertvolle Angaben enthalten, und hat diese 5000 Briefe auch schon geordnet.“¹³²

Zu geringen Teilen wurden über die Kriegsbriebsammlungen des Reichsarchivs sogenannte „Aktenbestandsberichte“ verfaßt; sie sollten die „eigentlichen Repertorien nicht überflüssig“ machen, „sondern sie ergänzen [...], sie geben eine Anleitung zu ihrer Auswertung.“¹³³ Diese vom Oberarchivrat und Major a. D. Hermann Cron bearbeiteten Zusammenfassungen von Teilbeständen („Kriegsbriebsammlung des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands“; „Archiv des deutschen Studentendienstes“ usw.) bieten ausführliche Zitate und Paraphrasierungen aus Feldpostbriefen sowie zusammenfassende Einschätzungen ihrer Inhalte. Dabei darf nicht vergessen werden, wie rigoros das RA bei der Aussonderung eingegangener Briefe und anderer Schriftstücke vorging und wohl auch

auch: O. Bartov, *Man and the Mass. Reality and the Heroic Image in War*, in: HM 1 (1989), Nr. 2, S. 99-122. Vgl. auch: J. Sywottek, *Mobilmachung für den totalen Krieg*, S. 15.

¹³¹ G. Soldan, *Der Mensch und die Schlacht der Zukunft*, Oldenburg i. O. 1925.

¹³² WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.4, S. 223/24 (Sitzung vom 9.2.1926).

¹³³ BA Potsdam, 15.06 RA Nr. 193, Bl.1-49, Inventare des RAs, Serie I: Kriegsbriebsammlungen, H. 1, Potsdam 1926 (als Mskrpt. gedr.), Vorwort E. Müsebeck, S. 2.

vorgehen mußte. So wurden z.B. aus den insgesamt 64174 Schriftstücken, die vom „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ übernommen worden waren, „alles Belanglose - wie Bedankungen, Reklamationen, Adressenänderungen, Empfangsbestätigungen und dergleichen - unter Zurückhaltung von Typen für die Kassation ausgeschieden.“ Ganze 4,5 % (2867 Schriftstücke) archivierte das RA. Vom übernommenen Archiv des „Deutschen Studentendienstes“ - es gelangte durch einen ehemaligen Vorsitzenden, Reichskanzler a. D. Michaelis an das RA - wurden über 50.000 Schriftstücke „als belanglos vernichtet“. Als Kriterium der Aussonderung mag auch eine Rolle gespielt haben, daß sich offenbar Schilderungen von Kriegserlebnissen wenige fanden. Jedenfalls faßt Cron zusammen:

„Je länger der Krieg dauerte, umso mehr verging den Feldgrauen die etwa vorhandene Neigung über Kriegserlebnisse zu berichten. Der Kämpfer war froh, wenn er dem Grauen wieder einmal entronnen war und aufatmen konnte. Seine Erholung bestand gerade im Vergessen des Entsetzens der Materialschlacht.“¹³⁴

Insbesondere Crons Kompilationen der Studentenbriefe brachten - wenngleich wenig publikumswirksam¹³⁵ - angesichts der akademischen Freiwilligen zuge-schriebenen, hohen Kampfmotivation überraschende Ergebnisse.¹³⁶ Neben der eindringlichen Thematisierung sozialer Mißstände an der Front, für deren Wirkungen namentlich das rapide sich verschlechternde Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften als zentral verantwortlich gesehen wurde¹³⁷ und einem

¹³⁴ BA Potsdam, 15.06 RA Nr. 193, Serie I/H.1, S. 4.; ebd., H.2, S. 84; H.1, S. 25.

¹³⁵ Ein kleiner Teil, die Stimmungsentwicklung betreffend, aus dem Bestand des Archives des deutschen Studentendienstes fand als Anlage Verwendung in: WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd.4/5, Sitzung v. 11.10.1927, Anlage I (Seite 29/eigentlich S. 28 - Seite 39 des Hefes 1/Archiv des deutschen Studentendienstes), S. 182-188.

¹³⁶ Vgl. III.2.1. Der von Cron berichtete kritische Ton der Studentenbriefe hing u.a. mit dem christlich-sozialen Anspruch der im „Sekretariat sozialer Studentenarbeit“ bzw. im „Deutschen Studentendienst“ versammelten Studenten zusammen. Das „Sekretariat soz. Studentenarbeit“ wurde 1908 von dem, der katholisch-sozialen Bewegung verpflichteten Carl Sonnenschein gegründet. Aufgabe des Sekretariats war die Heranführung der wesentlich national und monarchistisch geprägten Studenten des kaiserlichen Deutschlands an eine freiwillige Sozialarbeit im Dienste des Volkes. Während des Krieges hielt Sonnenschein die Verbindung zu den katholischen Studenten und sonstigen Mitgliedern an der Front durch die Versendung von Zeitschriften und Literatur aufrecht. Vor allem aber regte er eine intensive Korrespondenz zwischen Front und Heimat an, die auch christliche Gewerkschaftsmitglieder an der Front einschloß. Vgl. E. Thrasolt, Dr. Carl Sonnenschein. Der Mensch und sein Werk, München 1930; K. Tucholsky, Carl Sonnenschein (1931), in: ders., Gesammelte Werke, Bd.9, S. 103-109 (Rezension zweier Bücher über Sonnenschein). Einen ähnlich christlich-sozialen Anspruch, nur protestantisch motiviert, hatte auch der Deutsche Studentendienst. Vgl. zur Situation deutscher Studenten im Weltkrieg und ihrem Selbstverständnis: K. J. Jarausch, German Students in the First World War, in: CEH 17 (1984), Nr. 4, S. 310-329.

¹³⁷ Daß die Studenten-Soldaten häufig im weiteren Verlauf des Krieges zu Vorgesetzten ihrer ehemaligen Kameraden wurden, gab dieser Kritik eine besondere Note. „Als Gründe“ für das schlechte Verhältnis werden, so Cron, „vornehmlich das unzeitgemäße, [...] Beförderungsprinzip und der ungeheuerer Unterschied der Lebenshaltung angeführt. Der Abstand zwischen dem verhältnismäßig hohen Leutnantsgehalt und der kärglichen Mannschaftenelohnung würde wohl nicht so aufreizend gewirkt haben, wenn Offiziere nicht allzu häufig so taktlos gewesen wären, wüste Trinkereien zu veranstalten, während der Mannschaft die Schädlichkeit des Alkohols gepredigt und dessen Genuß beschnitten wurde.“ H.2, S. 23/24.

durchweg kritischen Blick auf die proportional zu ihrer Propagierung abnehmende ‚Frontgemeinschaft‘,¹³⁸ fällt die bereits früh geäußerte Friedenssehnsucht ins Auge. Cron konstatierte, daß „die allgemeine Stimmung, soweit sie sich in den Feldbriefen widerspiegelt, [...] lediglich auf die Er kämpfung des Friedens gerichtet“ blieb, ohne daß damit zugleich irgendwelche Eroberungsgelüste intendiert waren.¹³⁹ Eine Hoffnung, die durch die letzten Offensiven im Westen neue Nahrung erhalten habe. Spätestens ab August 1918 aber

„bezeugten die Briefe, daß die Mannschaften und ein großer Teil der Offiziere Frieden schlechthin verlangten; die vorangegangene Offensive sei ja lediglich in Hoffnung auf den dadurch herbeizuführenden baldigen Frieden begrüßt worden.“¹⁴⁰

Crons differenzierte und um eine getreue Wiedergabe der Briefinhalte bemühte Darstellung fand freilich kaum Widerhall. Und als 1929 „Feldzugsbriefe und Kriegstagebücher von Frontkämpfern aus dem Material des Reichsarchivs“ in einem prächtig ausgestatteten Band veröffentlicht wurden, deutete schon die Vorbemerkung des Herausgebers, Oberarchivrat und Oberstltnt. a. D. Wolfgang - Foerster, darauf hin, was die Lektüre des Bandes bestätigt: die entsprechend ausgesuchten, zusammengestellten und den großen Zusammenhang durch Kommentierungen erhaltenen Briefe und Tagebuchauszüge sollten nicht der mit Verve angepriesenen Beweiskraft des historischen Dokuments dienen; vielmehr mußten sie in der politischen Auseinandersetzung um die Deutung des Weltkriegs Bewertungskriterien für die richtige, d.h. von Dolchstoßlegende und Frontgemeinschaftsmythos bestimmte Wahrnehmung liefern:

¹³⁸ Cron faßt zusammen: „Je mehr sich der Krieg in die Länge zog, desto mehr soll die Kameradschaft sich zum leeren Wort verflüchtigt haben. Im übrigen fallen gerade diejenigen, die es mit der Kameradschaft ernst nahmen, schon sehr bald recht herbe Urteile. In Wirklichkeit sei die Kameradschaft in den meisten Fällen nur eine Forderung des nackten Egoismus, denn der persönliche Nutzen sei fast stets der Hintergedanke; es herrsche in der Truppe der sacro egoismo.“ H.2, S. 26. Die Formel vom „sacro egoismo“ stammte ursprünglich von dem kurzzeitig amtierenden italienischen Ministerpräsidenten Salandra, der sie im Oktober 1914 im Kontext der von Italien verfolgten Gebietsansprüche an Österreich-Ungarn aussprach. Sie wurde schließlich zum Synonym für den ‚italienischen Verrat‘.

¹³⁹ H. Cron, H.2, S. 55. „Andeutungen, wie ‚das neutrale Belgien wird deutsch werden, wenn das Heer durchhält‘ sind äußerst selten und eben nur gelegentliche Bemerkungen. Im Gegensatz dazu wird häufig der Wunsch erörtert, Deutschland möchte aus dem Krieg geläutert hervorgehen. ‚Deutschlands Wiedergeburt aus Mammonismus, Trägheit und Ichsucht soll uns dieser Krieg bringen‘, heißt es, oder: ‚Nicht der Krieg ist das Ziel unseres nationalen Erhebens, sondern ein Vorwärtsschreiten unseres Volkes, und dadurch, so hoffen wir, der Menschheit, auf religiösem, sittlichem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete‘. Und: [...] ‚Soweit wir uns klar sind, gipfelt unser Sehnen in einer nationalen (nicht chauvinistischen), christlichen (nicht konfessionellen) Partei‘.“ Ebd.

¹⁴⁰ H. Cron, H.2, S. 46.

„Hier spricht der Träger der Handlung, der deutsche Soldat, der Frontkämpfer selbst - nicht in Form nachträglich stilisierter Berichte und sogenannter ‚Kriegserinnerungen‘, an denen wir schon Überfluß haben und die, wie allgemein bekannt, nur allzu leicht nach bestimmten Rücksichten und Tendenzen zurechtgestutzt, der nackten geschichtlichen Wahrheit Eintrag tun, sondern in zeitgeschichtlichen Dokumenten von unwiderlegbarer Beweiskraft.“¹⁴¹

Kampfschilderungen standen dabei im Mittelpunkt, während der gesamte Bereich der sozialen und emotionellen Bedingungen und Krisen innerhalb des Alltags an der Front und in der Etappe sorgsam ausgespart blieb.

Die Aussage Foersters - prinzipiell ja durchaus ein entschiedenes Plädoyer für den Feldpostbrief - läßt sich überdies konfrontieren mit jenen Einschätzungen von Feldpostbriefen, die sie während des mit großem publizistischem Echo zwischen Oktober und November 1925 in München geführten „Dolchstoßprozesses“ erfahren hatten, vor allem nachdem sie von Seiten des Beklagten bzw. von seinen Zeugen und Sachverständigen gegen die „Geschichtsfälschung“ des Dolchstoßes aufgeboten worden waren. Der „Dolchstoßprozeß“ wurde vom Herausgeber der deutschnational agierenden „Süddeutschen Monatshefte“, Nicolaus Cossmann, gegen den Chefredakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Münchener Post“, Martin Gruber, angestrengt. Cossmann, der in seinem Magazin immer wieder wortreichen Verfechtern krasser Dolchstoßszenarien ein Forum bot, war von Gruber der „Geschichtsfälschung zu Wahlkampfzwecken“ geziehen worden. Das Gericht gab dem Kläger in der Sache insofern Recht, als der „Dolchstoß“ keine Geschichtsfälschung genannt werden durfte. Im Grunde war der Prozeß eine gedrängte, freilich publizitätsträchtigere Variante des 4. UA zu den Ursachen des Zusammenbruches. Viele der dort beschäftigten Sachverständigen traten auch im Prozeß auf.¹⁴²

¹⁴¹ Wir Kämpfer im Weltkrieg. Feldzugsbriefe und Kriegstagebücher von Frontkämpfern aus dem Material des Reichsarchivs. Bearbeitet und hg. sowie mit verbindendem historischen Text versehen v. W. Foerster, Berlin 1929, o.S. („Zur Einführung“). Foerster bringt Briefe von „Offizieren der mittleren und niederen Grade, Unteroffizieren und Mannschaften“, wobei erstere überproportional stark vertreten sind. Seine Absicht, die er mit der Arrangierung und Bearbeitung verbindet, formuliert er so: „Die Rätsel der Menschenseele lösen sich, Sieg und Niederlage, Hochgefühl und Niedergeschlagenheit, Glaube und Verzweiflung, Opfermut und Selbsterhaltungstrieb, das ganze soldatische, das ganze menschliche Herz, wie es wogt und zweifelt, erstarkt und ermattet - alles wird begreiflich, selbstverständlich durch das schlichte Bekenntnis der Männer, die ohne Ansehen sozialer Unterschiede im Feuer standen, lebten, bluteten und starben.“ Ebd.

¹⁴² Zum Prozeß brachten sowohl die „Münchener Post“ als auch die im Süddeutschen Verlag Cossmanns erscheinende „Münchener Zeitung“ umfängliche Prozeßberichte, die in Buchform erschienen: Der Dolchstoßprozeß in München, Oktober bis November 1925. Eine Ehrenrettung des deutschen Volkes. Zeugen- und Sachverständigen-Aussagen. Eine Sammlung von Dokumenten, München 1925 und: Der Dolchstoßprozeß in München vom 19. Oktober bis 20. November 1925. Verhandlungsberichte und Stimmungsbilder von Ewald Beckmann nach seinen Berichten in der „Münchener Zeitung“, München 1925. Nicolaus Cossmann wurde als deutscher Jude am 19. Oktober 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet. Vgl. J. Petzold, Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienste des deutschen Imperialismus und Militarismus, 2. Aufl., Berlin 1963; vgl. H. Pigge, Das Ende eines Wegbereiters, in: Die Zeit, Nr. 29 v. 15.7.1994. Vgl. U. Heinemann, Die verdrängte Niederlage, S. 177ff.

Namentlich Erich Kuttner - Begründer der Kriegshinterbliebenenfürsorge in Deutschland, engagierter sozialdemokratischer Journalist und Abgeordneter - stützte sich in seinen Aussagen auf umfassendes, von ihm selbst gesammeltes Feldpostbriefmaterial. Es war ihm in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Chemnitzer Volksstimme“, des „Vorwärts“ und der im Krieg zwischen 1916 und 1918 erscheinenden „Sozialdemokratischen Feldpost“ zugegangen. (Vgl. III. 1.1.1.) Auf die von Kuttner vorgebrachten Kompilationen und Zitate aus den Briefen - im wesentlichen ging es um demütigende Behandlungen, sinnlose und brutale Befehle, ungerechte Verpflegungssätze, üppige Prassereien und umfängliche Schiebereien in den Stäben, der Etappe und in den Lazaretten - entgegnete der Sachverständige der Gegenseite, der Oberst a. D. und ehemalige Reichsarchivdirektor Theodor Jochim:

„Ich glaube auch, daß ein Teil dieser Briefe aus Märchen bestand. Und dann muß man doch auch sich einmal klar machen, was die Beschwerdeführer für Leute waren. Ein Teil waren notorische Schimpfer und Hetzer, ein anderer Teil war verärgert, ein dritter Teil bestand aus Drückebergern. Ein großer Teil dieser Briefe ist auch nicht auf dem gewöhnlichen Wege nach Hause geschickt worden, sondern durch Urlauber in die Heimat gekommen. Diese Heimlichkeit spricht nicht gerade für Glaubwürdigkeit.“¹⁴³

Martin Hobohm hat eben diese Bemerkung Jochims treffend kommentiert:

„Wieso spricht sie [die Heimlichkeit der Postbeförderung] nicht für Glaubwürdigkeit? Genau das Gegenteil ist richtig. Solche Briefe scheuten in der Regel die dienstliche Feldpost, nicht weil sie die Unwahrheit, sondern weil sie die Wahrheit enthielten, [...] Es war für einen Gemeinen wirklich nicht zu empfehlen, sich über Mißstände zu beschweren, da seine Beschwerde wahrscheinlich an Vorgesetzte von der Denkweise Oberst Jochims geraten wäre.“¹⁴⁴

Die Forderung, das im Krieg selbst entstandene, individuelle Zeugnis des Soldaten zur obersten Instanz im Streit um den wahren Erfahrungsgehalt des Kriegserlebnisses zu erklären, entpuppte sich als leere Floskel. Auswahl, Inhalt

¹⁴³ Der Dolchstoßprozeß in München, Oktober bis November 1925. Eine Ehrenrettung des deutschen Volkes, S. 388. Kuttners Auftritt gehörte zu den eindrucksvollsten im Prozeßverlauf; seine Schilderungen, die er mit Feldpostbriefzitate belegen konnte, waren von großer Anschaulichkeit. (Erinnert sei freilich daran, daß er diesen kritischen Feldpostbriefen in seiner Zeit als Redakteur der „Sozialdemokratischen Feldpost“ keinen Raum gab. Damals stand der Parteikonflikt im Vordergrund. Vgl. III.1.1.1.). Zu Erich Kuttner: B. de Cort, „Was ich will, soll Tat werden.“ Erich Kuttner 1887-1942. Ein Leben für Freiheit und Recht, Berlin 1990. Kuttner wurde nach Emigration und Kriegsbeginn von den Nationalsozialisten in den okkupierten Niederlanden aufgespürt und 1942 im KZ Mauthausen ermordet.

¹⁴⁴ WUA, Gutachten Hobohm, S. 206/207.

und Interpretation der Briefe durften nicht mit jener zugleich eingeklagten kollektiven Sinnggebung kollidieren, die der Weltkrieg und sein Erlebnis gegen Ende der Weimarer Republik für eine militärisch orientierte, „nationale Geschichtsschreibung“ haben mußten.¹⁴⁵ Der Feldpostbrief sollte sich nicht in seinem Wert als historisches Dokument erschöpfen. Er mußte zugleich Bekenntnis- und Vermächtnischarakter potentiell entwickeln können, entweder als Einzeldokument oder in der Zusammenstellung. Kurz: Seine Authentizität hatte eine gleichsam nationale Reichweite und fand dort ihre Grenzen, wo der Brief und seine subversiven Botschaften „ein erschütterndes Bild von den Mißständen der Front“ zeichnen.¹⁴⁶ Die Darstellung des Weltkriegs mit dem Ziel, die Zukunft vom Erbe militärisch-kriegerischer Vergangenheit frei zu halten, indem ihre national-heroische Deutung konterkariert wurde, blieb chancenlos. Es gelang vielmehr, unter anderem mit Hilfe von Feldpostbriefen einen Interpretationskontext zu installieren, in dem die Zumutungen des Krieges und daraus resultierende Konflikte zwar nicht geleugnet, aber schließlich doch dadurch eingeebnet wurden, daß dem Vermögen weniger, sie als Subjekte ‚auszuhalten‘, der Vorrang gebühren sollte. Deutlich - und im Hinblick auf die bereits während des Krieges geübte Praxis gleichsam auch im nahtlosen Übergang (vgl. III.2.2.) - zeigte sich dies vor allem in einem Teil kriegspsychologisch motivierter Erfahrungsauswertung des Krieges, die in den folgenden Kapiteln untersucht werden soll.

1.3. Kriegspsychologie nach 1918

„Die seelischen Tatsachen“, so stellt Jean Norton Cru nicht als erster und einziger, aber doch wiederum in unübertroffen eindeutiger Formulierung fest,

„sind das eigentliche Wesen des Krieges, und man kann weder den Begriff Krieg noch die geringste Einzelheit einer Unternehmung richtig verstehen, wenn man die persönlichen Zeugenberichte über die Empfindung des Erzählers und seiner Umgebung nicht kennt.“¹⁴⁷

Solcherart war das Bedingungsgefüge, das es laut Cru ermöglichte, die Legenden über den Krieg und damit auch jene zu entlarven, die „falsches Zeugnis“ ablegten, - ob es um die „abenteuerlichen Übertreibungen“ der „Leichenhaufen“ ging oder um die Klassifizierungen des guten als automatisch tapferen und des

¹⁴⁵ BA Potsdam, Reichsarchiv Nr. 41, Bl.49-89 (G. Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges - Eine nationale Aufgabe, 1919); vgl. B. Ulrich, Die Perspektive ‚von unten‘ und ihre Instrumentalisierung am Beispiel des Ersten Weltkrieges, in: KL/WL 1 (1989), Nr. 2, S. 47-64.

¹⁴⁶ Aus E. Kuttners Aussage, in: Der Dolchstoßprozeß in München, Oktober bis November 1925 ..., S. 105.

¹⁴⁷ J. N. Cru, Wo ist die Wahrheit über den Krieg, S. 28. (Vgl. 1.1.).

schlechten als notwendig furchtsamen Soldaten.¹⁴⁸ Vor diesem Hintergrund konnten die mitgeteilten „seelischen Tatsachen“ unter anderem den Feldpostbriefen einen aufklärerischen Impetus verleihen; sie bezogen ihn aus der „Wahrhaftigkeit des Zeugen“, der „soeben erst gesehen, erlebt, gefühlt hat.“ Demgegenüber könne die nachträglich analysierende Geschichte

„warten, sie gewinnt nur, wenn sie wartet, bessert und immer von neuem untersucht. Dagegen haben die Eindrücke der Zeugen alles von der Zeit, dem Aufschub, dem Abstand zu befürchten, da Reuegefühle erwachen und bis zum Widerruf führen können.“¹⁴⁹

So mochten Feldpostbriefe nicht allein dem Historiker verdeutlichen, daß jede Kriegsgeschichte von oben „nur eine selbstgefällige Täuschung ist.“ Darüber hinaus sollten auch „Soziologen, Psychologen und Moralisten“ daraus lernen, in wie großem Maße der Krieg als das Resultat einer an ein „Wunder“ grenzenden „Überredungskunst und Täuschung“ verstanden werden muß. Denn

„wäre bekannt, was der Soldat bei seiner Feuertaufe begreift, so würde niemand die Entscheidung mit den Waffen gutheißen, kein Freund, kein Feind, keine Regierung, keine Kammer, kein Wähler, kein Reservist, ja nicht einmal ein Berufssoldat.“¹⁵⁰

Die Emphase, mit der Cru argumentiert, rührt aus der Gewißheit, trotz aller Kritik an der verlogenen Darstellung des Weltkriegs zu den ‚Siegern‘ zu gehören.¹⁵¹ Dies erklärt die bedingungslose Diktion, in der er zur Erkenntnis und Kritik ambivalenten, wenig heroischen soldatischen Verhaltens fähig war, aber auch die relative Chancenlosigkeit ähnlicher Plädoyers in Deutschland, wenngleich auch hier „der Krieg immer wieder an die Seele pochte“.¹⁵² Dennoch, die

¹⁴⁸ Ebd., S. 39, S. 42.

¹⁴⁹ Ebd., S. 60f., S. 61. Im Grunde begegnet uns in diesem Verständnis vom Augenzeugen jenes der frühen Neuzeit. „Die Authentizitätssignale“, so Reinhart Koselleck, „blieben an der Augenzeugenschaft, womöglich der handelnden und beteiligten Personen haften [...]“ Das mag im Falle Crus daran liegen, daß für ihn und seine Mitstreiter der Krieg fortwirkt, nicht vergangen und schon gar nicht bewältigt ist. Die Erfahrungen des Kriegs-Augenzeugen waren so ungebrochen wie gegenwärtig. „Die Geschichte als fortlaufende Gegenwart“ aber, so Koselleck, „lebt von deren Augenzeugen“. R. Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit, S. 182/183. (Vgl. 1.2.).

¹⁵⁰ J. N. Cru, Wo ist die Wahrheit über den Krieg, S. 33.

¹⁵¹ Nach 1933 wurde darin dann ein Grund für die „grundsätzlich verschiedene Einstellung“ gesehen, „die der französische Frontkämpfer zum Kriege als seelisches Erlebnis nimmt“. Indem er sich als ‚Sieger‘ fühlen konnte, hätte „dem französischen Frontkämpfer nicht nur das Verständnis“ gefehlt, „sondern auch das Bedürfnis, im Kriegserlebnis etwas anderes als den Inbegriff des Grauens und menschlicher Qualen zu sehen. Der Franzose ist auch im Kriege verkleideter Zivilist geblieben, der seinen unüberwindlichen Hang zum Individualismus sofort wieder freien Lauf ließ, sobald er die äußeren Möglichkeiten dafür wieder erkannte.“ P. Graf Toggenburg, Die Rolle der Frontkämpfer in Frankreich, in: Die Tat, 26 (1934/35), H.10, Januar 1935, S. 721-729, S. 725.

¹⁵² „War der Krieg eine Nervenprobe, dieser Friede ist es auch. Für uns alle“. So Martin Rade - noch ganz in der Diktion der durch Vorkrieg und Krieg geprägten Nerven-Semantik - in seinem Vorwort zu:

Forderung nach einem Zusammengehen von (Kriegs)-Geschichte und Psychologie wurde kaum oder doch nur wenig wirksam mit dem Ziel erhoben - erinnert sei an die Bemühungen Bergsträfers im Untersuchungsausschuß -, tiefer und präziser das Grauen des vergangenen Krieges schildern zu können, um den kommenden zu verunmöglichen.

Anläßlich des schon erwähnten „Dolchstoßprozesses“ ging es beispielsweise dem Kläger Nicolaus Cossmann in seiner vorab vorgetragenen Stellungnahme vielmehr darum, für eben die von Cru gezeißelte „Überredung“ zum Krieg die Hilfe der Psychologie in Anspruch zu nehmen. Entsprechend hielt er

„die Geschichte nicht für eine Wissenschaft, sondern nur für eine Hilfswissenschaft der Psychologie. [...] Die materiellen Dinge sind nicht das, was über die Geschichte der Völker entscheidet. Ideen, Gefühle entscheiden die Richtung und Stärke des Willens.“¹⁵³

Als schlagendsten Beweis für die Richtigkeit der erstrebten Verschmelzung von „Ideen, Gefühlen und des Willens eines Volkes“, führte Cossmann den August 1914 an. Damals habe man einen „von aller Theorie losgelösten Ausbruch von Gefühlen“ erlebt. „Das Entscheidende“, so Cossmann,

„war nicht, daß die Sozialdemokraten die Kriegskredite bewilligt haben, sondern die Stimmung von Millionen Menschen für das Vaterland. Die Gefühle sind das Wesentliche und nicht die Theorien.“¹⁵⁴

Die „Gefühle der Begeisterung“, der vermeintlich vorbehaltlosen Identifizierung mit dem kriegesischen Staat bei gleichzeitiger Zementierung eines inneren und äußeren Feindbildes, galt es zu reaktivieren. Und die Psychologie, die im Cruschen Sinne „seelischen Tatsachen“ sollten dabei ebenso behilflich sein, wie sie bereits bei der ‚Mobilmachung der Seelen‘ 1914 mitgewirkt hatten.

L. Scholz, Seelenleben des Soldaten an der Front. Hinterlassene Aufzeichnungen des im Kriege
gefallenen Nervenarztes, Tübingen 1920. (Vgl. III.2.2.).

¹⁵³ Der Dolchstoßprozeß in München vom 19. Oktober bis 20. November 1925. Verhandlungsberichte
und Stimmungsbilder, S. 16-19, S. 18. Max Horkheimer wird einige Jahre später (1932) - angesichts der
diagnostizierten Vernachlässigung ‚verfestigter menschlicher Dispositionen, d.h. des subjektiven
Faktors‘ - für den dogmatisierten Marxismus als Geschichtstheorie dafür plädieren, die Psychologie „aus
der Grundwissenschaft zur unentbehrlichen Hilfswissenschaft der Geschichte“ weiterzuentwickeln. M.
Horkheimer, Geschichte und Psychologie, in: ders., Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hg. v. A.
Schmidt, 2 Bde., Frankfurt/M. 1968, Bd.1, S. 9-30, S. 18. Vgl. A. Krovoza, Psychologie als
Hilfswissenschaft der Geschichte. Horkheimers Programm eines interdisziplinären Materialismus, in: G.
Jüttemann (Hg.), Wegbereiter der Historischen Psychologie, München 1988, S. 463-471; A. Krovoza/C.
Schneider, Politische Psychologie in der BRD. Positionen und methodische Probleme, in: H. König
(Hg.), Politische Psychologie heute, Opladen 1988, S. 13-35.

¹⁵⁴ Der Dolchstoßprozeß in München ..., S. 18/19. Zur Bedeutung des August 1914 und der damit
verbundenen Konservierungs- und Instrumentalisierungsversuche während des Krieges und über ihn
hinaus vgl. J. Verhey, The ‚Spirit of 1914‘. The Myth of Enthusiasm and the Rhetoric of Unity in World
War I Germany, Berkeley (Phil. Diss.) 1991, S. 459-485.

Gewiß war Cossmann in der seinen Ausführungen zugrunde liegenden Erkenntnis zuzustimmen, daß Ideen und vor allem Gefühle historisch relevantes Verhalten von Menschen mitbestimmen. Allerdings, die Möglichkeit von Wahn-Ideen, die Umorientierung seriös empfundener Gefühle auf Ersatzobjekte und -handlungen kam in diesem, der Nicht-Anerkennung des verlorenen Krieges geschuldeten Programm nicht vor. Kurz, die Psychologie wird hier auf einen rein instrumentellen Kern der Menschenführung reduziert, die sich ganz auf die möglichst enge Koppelung subjektiver Gefühle an die Erwartungen von Staat und Gesellschaft kapriziert.

Das von Cossmann in politisch-psychologischer Absicht beschworene „Augusterlebnis“ und die in solchem Kontext postulierte Bedeutung des emotionellen nationalen Haushalts wurde zum wichtigen Ausgangspunkt aller ähnlich gelagerten Überlegungen. Die mittlerweile in nahtloser Fortsetzung ihrer Weltkriegstätigkeit nun freilich eher mit der sogenannten „Rentenneurose“ statt mit der des Krieges beschäftigte (Militär)-Psychiatrie nahm ebenso eindeutig wie selbstverständlich auf die Tage des Kriegsausbruchs Bezug. Als Idealbild des „Überwertigwerden der Kriegsvorstellungen“ sowie der davon abhängigen „Gefühle und Willenseinstellungen“ gewannen sie erneut an Bedeutung:

„Wer das Verhalten der Masse und die Ereignisse zur Zeit des Kriegsausbruches zu beobachten Gelegenheit hatte und die Augen auch vor den weniger erfreulichen Begleiterscheinungen der Massenbegeisterung nicht verschloß, wird auch jetzt zurückblickend als den wesentlichsten Grundzug der seelischen Einstellung des damaligen deutschen Volkes die unbezweifelbare Fähigkeit und den klar zum Ausdruck gebrachten Willen zur Selbstbehauptung und zur uneingeschränkten Opferbereitschaft für die Hochhaltung der Urbegriffe menschlicher Lebensgestaltung bezeichnen müssen.“¹⁵⁵

Wobei sich namentlich die „gute Kampfesstimmung [...] durch Äußerungen in den Feldpostbriefen“ immer wieder bestätigt gefunden hätte.¹⁵⁶

In Deutschland blieben die Kriegsneurosen, die Diagnosen, Therapien und die daran gekoppelte wichtige Frage der Rentenzumessung tendenziell immer eine fachärztliche Domäne.¹⁵⁷ Und der unter schrecklichen Eindrücken psychisch

¹⁵⁵ K. Weiler, Nervöse und seelische Störungen bei Teilnehmern am Weltkriege, ihre ärztliche und rechtliche Beurteilung. H. 22 der Reihe: Arbeit und Gesundheit, hg. von Prof. Dr. Martineck, Leipzig 1933, S. 24/25. Vgl. auch: H. 13: Die Unfall (Kriegs)-Neurose.

¹⁵⁶ Ebd., S. 25.

¹⁵⁷ Hier wie auch in der übrigen Versorgungsgesetzgebung waren es „Regelungen von Experten für Experten, die die Verfügungsgewalt dieser Gruppe sowohl gegenüber dem Staat als auch gegenüber den Klienten der staatlichen Leistungen zementierten.“ M. Geyer, Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates. Die Kriegsopferversorgung in Frankreich, Deutschland und Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg, in: GG 9 (1983), H.2, S. 230-277, S. 249. Vgl. auch: G. Eghigian, Die Bürokratie und das Entstehen von Krankheit. Die Politik und die „Rentenneurosen“ 1890-1926, in: J. Reulecke/ A. Gräfin zu Castell Rüdenhausen (Hg.), Stadt und Gesundheit. Zum Wandel von „Volksgesundheit“ und kommunaler Gesundheitspolitik im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 203-223, S. 223.

kollabierende Augenzeuge des Krieges blieb dabei das, was er schon gegen Ende des Krieges mehr und mehr verkörpert hatte: der Patient des Krieges. Der Anspruch, ihn heilen, das heißt, wiederverwendungsfähig machen zu können, wurde nie aufgegeben und hatte über den Krieg hinaus Bestand. Während jedoch die medizinischen und militärischen Verhandlungen über die psychischen Dispositionen der Kombattanten für die Dauer des Krieges unter dem Imperativ des Durchhaltens standen, so nun unter dem des „Dolchstoßes“ und damit unter den Auspizien einer geglückten Wiederholung. In diesem Kontext konnten die favorisierten Willenshaltungen als Teil der Seelenhaltungen nunmehr prophylaktisch festgelegt und die unerwünschten stigmatisiert werden. Und ebenso wie im Krieg blieb die damit verbundene Psychologisierung militärischen Verhaltens und soldatischer Kampfmotivation nicht Psychologen, Neurologen und Psychiatern allein überlassen.¹⁵⁸ (Vgl. IV. 1.3.1.)

Ohne Beachtung der verschiedenen Entwicklungsphasen des Krieges und seinem daran ablesbaren, sich rapide veränderndem Charakter gewann man auf dieser Folie selbst noch dem Kriegsende positive Aspekte ab. Zwar wurde unmittelbar nach 1918, unter Bezug auf die vielfach zitierten „festeren Nerven, die den Krieg gewinnen“ (vgl. III. 2.2.), den Deutschen bescheinigt, daß sie den Krieg verloren, weil „ihre Nerven versagten, ihr Wille erschlaffte“ und vor allem in der englischen Nation „der bump of will power“ eben stärker ausgeprägt gewesen wäre. Allein, dies war letztlich nur ein weiterer Ansporn, um es das nächste Mal besser zu machen und durch „Stählung der Nerven“ sowie „Befruchtung des Willens“ vor allem im Sportunterricht das „Deutschtum in reinem und mannhaften Geiste zu neuer Herrlichkeit“ zu erziehen.¹⁵⁹

Daran änderte auch die gleichsam neuropsychiatrische und psychoanalytische Variante der „Dolchstoßlegende“ nichts, nach der die „psychisch Minderwertigen in den Heimatlazaretten und Heimatkasernen“ die „nervenschwache“ Rolle des Hagen von Tronje zu übernehmen hatten.¹⁶⁰ Insgesamt wurde in diesem

¹⁵⁸ Sie gehörten dann freilich jener Gruppe von „Fachleuten der sozialen Intervention“ an, die sich letztlich und vor allem nach 1933 als „Manager eines neuen sozialen Kontrakts“ hervortaten, „der den Volkskörper vereinte und heilte - und die ausgliederte und vernichtete, die als untauglich und unwert galten“. M. Geyer, Krieg, Staat und Nationalismus im Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: J. Dülffer u.a. (Hg.), Deutschland in Europa. Kontinuität und Bruch, Frankfurt/M. / Berlin 1990, S. 250-272, S. 263.

¹⁵⁹ So G. Krause, Nerven und Willen, in: Der Türmer, 22 (1919/20) Bd.1, S. 148-150, S. 150.

¹⁶⁰ E. Stier, Psychiatrie und Heer. Ein Rückblick, in: Der Deutsche Militärarzt, Bd.1, 1936, S. 17. Selbst der eifrigste Verkünder und Verfechter der „Dolchstoßlegende“, Paul v. Hindenburg, stellte dagegen in seinen 1920 publizierten Kriegserinnerungen über die Lage an der Westfront fest: „Als 1918 schließlich die Hoffnung auf Erfolg immer mehr schwand, als die Überlegung allgemeiner wurde: ‚Es nützt doch alles nichts‘, da ließ auch die Spannkraft der Seele nach. Krieg und Nerven hatten einst die wunderbare Kraft der Truppe geschaffen. Als es aber dauernd ‚über die Kraft ging‘, da wurde die Nervenkraft der Truppe schließlich zerbrochen. Das muß unabhängig von allen politischen Einflüssen festgestellt werden.“ P. v. Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1920, S. 398.

Interpretationskontext der Krieg zur „Darwin'schen Zuchtwahl im umgekehrten Sinne“:

„Die Besten werden geopfert, die körperlich und geistig Minderwertigen, Nutzlosen und Schädlinge werden sorgfältig konserviert, anstatt daß bei dieser günstigen Gelegenheit eine gründliche Katharsis stattgefunden hätte, die zudem durch den Glorienschein des Heldentodes die an der Volkskraft zehrenden Parasiten verklärt hätte.“¹⁶¹

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß auch auf pazifistischer und links-liberaler Seite die durch den Krieg hervorgerufenen demographischen Veränderungen sich mitunter nur in einer brutalen, sozialdarwinistischen Diktion und Interpretation zu äußern vermochten.¹⁶² Vor diesem Hintergrund reduzierte sich schließlich die Revolution auf die Frage, ob sie überhaupt „ohne Psychopathen“ möglich und denkbar gewesen wäre. Die Antwort war klar.¹⁶³ Nur wenige sahen Krieg und Kriegsende in einem Zusammenhang, der es erlaubte, einer psychologischen Deutung das Wort zu reden, ohne dabei die Revolution und ihre Träger psychologisierend zu stigmatisieren und die militärische Zwangsgewalt sowie die sozio-ökonomische Interessenlage der Beteiligten zu vernachlässigen.¹⁶⁴

¹⁶¹ M. Nonne, Therapeutische Erfahrungen an den Kriegsneurosen in den Jahren 1914-18, in: Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkrieg 1914/18, hg. v. O. Schjerning, 9 Bde., Bd.4: Geistes- und Nervenkrankheiten, hg. v. K. Bonhoeffer, Leipzig 1922/34, S. 102-121, S. 112. Der enge Konnex zur NS-Weltanschauung in dieser Frage der Einschätzung der Revolution ist mit Händen zu greifen. Vgl. A. Hitler, Mein Kampf, München/Ausgabe 1940, S. 583. Hinzuweisen ist auf die Wirkungen solcher Revolutions-Wahrnehmung auf die Diskussion um die ‚Vernichtung unwerten Lebens‘ in den zwanziger Jahren. Vgl. A. Hoche/K. Binding, Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens, o.O. 1920. Allein schon die Begrifflichkeit zeigt Parallelen zur inhumanen, psychiatrischen Kriegsoffer- und Revolutionssemantik: „Ballastexistenzen; Neben-Menschen; Defektmenschen; geistig Tote; leere Menschenhüllen“ usw.. Vgl. den Literaturüberblick v. C. Schierbaum, „Aussondern des ‚Unwerten‘“, in: NPL 32 (1987), S. 220-232 u. P. Weingart u.a., Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt/M. 1988.

¹⁶² Vgl. etwa den Pazifisten Georg Friedrich Nicolai, der 1919 in seiner „Biologie des Krieges“ ausführte: „Der Krieg schützt die Blinden, die Taubstummen, die Idioten, [...] die Zwerge, die Mißgeburten. All dieser Rückstand und Abhub der menschlichen Rasse kann ruhig sein, denn gegen ihn pfeifen keine Kugeln“. G. F. Nicolai, Die Biologie des Krieges - Betrachtungen eines Naturforschers den Deutschen zur Besinnung, Zürich 1919, S. 115. Vgl. W. Zuelzer, Der Fall Nicolai, Frankfurt/M. 1983.

¹⁶³ „Wenn ich recht sehe, liegt es in derselben naturgesetzlichen Notwendigkeit, mit der es immer wieder zu Umstürzbewegungen kommen muß, begründet, daß Persönlichkeiten, die infolge ihrer disharmonischen Veranlagung der jeweiligen Gesellschaftsordnung fremd oder feindselig gegenüberstehen, in diesen Bewegungen mitwirken, solange derartige Persönlichkeiten sich ihrer Eigenart entsprechend zum Schaden der Gesellschaft ausleben können.“ E. Kahn, Psychopathen als revolutionäre Führer, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.52, S. 90-106, S. 105. Vgl. zur ‚ärztlichen‘ Revolutionseinschätzung, von denen die Kahns noch eine eher harmlosere ist: H. Freimark, Die Revolution als psychische Massenerscheinung, Wiesbaden 1920 (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Bd. 107); R. Gaupp, Der nervöse Zusammenbruch und die Revolution, in: Blätter für Volksgesundheitspflege, 19 (1919), S. 43ff.

¹⁶⁴ Eine große Ausnahme ist Ernst Simmel; er schreibt unmittelbar nach Kriegsende: „[...] gerade in der letzten Zeit des Krieges zeigten die analytischen Hypnosen den neurotisch erkrankten Soldaten immer in derselben Rolle, wie sie das gesamte Heer am Anfang der Revolution spielte. Das Behandlungszimmer war erfüllt vom Schrei verletzter Menschenwürde - und die Erkrankten rangen nach innerer

Unter diesen Bedingungen mutierten endlich jene zu wahrhaften „Siegfriednaturen“, die „der Krieg in vier Jahren nicht zerstört hatte“ und die - als „Männer ohne Nerven“ - dem Materialkrieg insbesondere in den sogenannten Sturmbataillonen und Stoßtrupps als „kleine Elite der Fronttruppen“ getrotzt hatten.¹⁶⁵ Ihre Kampftechnik erforderte eine hohe individuelle Kampfmotivation. Die „Kampffreudigen“, charakterisiert durch „Kaltblütigkeit, Angriffsgeist und Ausdauer“, ließen sich nicht „niederdrücken und verwirren von den rohen Gewalttätigkeiten“.¹⁶⁶ Sie waren der „Kern jeder Truppe“, rissen die anderen mit oder kämpften allein; und allenfalls dann, wenn „Zähigkeit und Geschicklichkeit“ an ihre Grenzen, das hieß, auf die natürlich nur punktuelle Überlegenheit des Materials stießen, trat die „Ergebung“ in das Schicksal ein.¹⁶⁷ Ansonsten aber, während der Aktion, während der Schlacht, namentlich beim

„Sturmangriff, wenn man ungedeckt das feindliche Abwehrfeuer durchheilt, oder auf Patrouille, wenn man sich mit wenigen Leuten unmittelbar am Feinde befindet, stellt sich häufig ein Lustgefühl ein, welches sich als Kraft- und Sicherheitsgefühl bezeichnen läßt.“¹⁶⁸

Es kann angesichts solcher Elogen nicht überraschen, daß der Typus des einst so geschätzten idealistischen, patriotisch bewegten Freiwilligen von 1914 dagegen vollends zu verblassen begann (vgl. III. 2.1.):

Selbstbefriedigung immer wieder dadurch, daß sie den halluzinierten Vorgesetzten, der ihnen an ihrem Unglück schuldig schien, die äußeren Symbole seiner Übermacht, Tressen und Achselstücke, vom Leibe rissen.“ E. Simmel, *Psychoanalyse der Massen* (1919), in: ders., *Psychoanalyse und ihre Anwendungen*. Ausgewählte Schriften, hg. v. L. M. Hermanns/U. Schultz-Venrath, Frankfurt/M. 1993, S. 36-42, S. 39, S. 41.

¹⁶⁵ M. Bochow, *Männer unter dem Stahlhelm. Vom Werden, Wollen und Wirken des Stahlhelm/Bund der Frontsoldaten*, Stuttgart u.a. 1933, S. 20; C. Diem, „Frontnerven“, in: *Berliner Lokal-Anzeiger* Nr. 531 v. 17.10.1918. Die Taktik der Stoßtrupps - seit Ende 1915 nicht nur in der deutschen Armee eingesetzt als „Überwinder des Raumes“ zwischen den erstarrten Fronten - entwickelte sich mit ihren „Stoßblöcken“, die das zuvor eingeübte „Eindringen“ in feindliche Gräben ermöglichen sollten, gegen Ende des Krieges zur allgemein angewandten Vorgehensweise der Infanterie; u.a. dadurch konnten in der Märzoffensive letzte große Erfolge erzielt werden. Der große Einfluß, den die Stoßtrupperfahrungen auf die kriegsbejahende Literatur der Weimarer Republik hatten, ist vielfach belegt. Vgl. R. Woods, *Ernst Jünger and the Nature of Political Commitment*, Stuttgart 1982, S. 56, S. 57.

¹⁶⁶ F. Schmid, *Über die Psyche des Infanteristen im Kampfe*, Greifswald 1919, S. 50, S. 66. Schmid, Jahrgang 1879, im Kriege Ltnt. d. L., promovierte mit dieser schmalen Arbeit Ende 1918 an der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald. Der Plan für die Studie, wohl auch angeregt durch die Texte Erich Everths und Philipp Steins (vgl. III.2.2.), und erste Vorarbeiten waren an der Front entstanden.

¹⁶⁷ Ebd., S. 63, S. 66.

¹⁶⁸ Ebd., S. 22. Ein Jahr später wird Ernst Jünger dieses relativ trocken vorgebrachte Eingeständnis der Lust am Kampf publikumswirksamer ästhetisieren: „Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallte, kann seine Gefühle nicht mehr umstellen. Er will nicht gefangennehmen; er will töten. Er hat jedes Ziel aus den Augen verloren und steht im Banne gewaltiger Urtriebe. Erst, wenn Blut geflossen ist, weichen die Nebel aus seinem Hirn.“ E. Jünger, In *Stahlgewittern*. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, 3. Aufl., Berlin 1922, S. 205/206.

„Todüberwinder im Taumel der Begeisterung, wenn Fahnen flattern und Signale jauchzen, wenn nervenpeitschend die Schlegel auf dem Kalbfell dröhnen, die hat die Welt schon tausendfach gesehn. Doch Ueberwinder des Grauens und der Furcht, die in schmalen Gräben ausharren, wenn alle Höllen toben, von giftgelbem Gas umschwelt - ohne den Feind zu sehen - die wuchsen aus des Weltkriegs dunklen Gefilden titanenhaft empor zu einer Heldenschar, wie nimmer sie ein Volk sein eigen nannte.“¹⁶⁹

Im Grunde erfüllte sich in den „Kampffreudigen“ schon das Idealbild, das Jahre später der Oberbefehlshaber des Heeres, v. Brauchitsch, vom erhofften und angestrebten Wehrmachtsoffizier zeichnete: „Tatmenschen“ sollten sie sein, „stahlharte, willensstarke Persönlichkeiten [...], bei denen Charakter und Leistungen mehr als einseitiges theoretisches Wissen zählten.“¹⁷⁰

Diese und andere Typisierungen entsprangen nicht einfach nur einem dezisionistisch gehandhabten und vor allem durch die diversen Gruppen und Grüppchen der Konservativen Revolution propagierten, im Kriege entstandenen und „gehärteten“ Werte-Kanon.¹⁷¹ Ihre Attraktivität bemaß sich viel mehr zum nicht geringen Teil daran, daß es so gelingen mochte zu vernebeln, was unmittelbar nach dem Krieg noch in aller Unbefangenheit über ihn gesagt werden konnte: nicht die „Nerven des Heeres“ oder doch zumindest sie nicht allein hatten ‚versagt‘, „die Organisation, das Wesen des preußischen Militarismus“ und die daraus schnell erwachsenen Mißstände und Ungerechtigkeiten, die „Mißbräuche der Gewalt“ und die „Beschmutzung“ des weithin verinnerlichten Verteidigungskrieges durch maßlose Eroberungsforderungen - sie waren die eigentlichen Verursacher des Zusammenbruchs und der Revolution.¹⁷²

Überdies stellte natürlich der nerven- und willensstarke, hochmotivierte, stahlhelmbewehrte Soldat, um den herum rasch ein eigener Mythos und eine eigene Ikonographie entstanden,¹⁷³ ein prestigeträchtigeres Symbol des Weltkrieges

¹⁶⁹ E. Limpach, *Die Front im Spiegel der Seele*, 2. Aufl., München (Ludendorffs Volkswarte-Verl.) 1930, S. 87. Vgl. zum Wandel des Kriegsfreiwilligen hin zum seit Verdun als Ideal sich durchsetzenden Soldatentypus und den Folgen für die sozialpsychologische und ideologisch-politische Analyse der Kriegswahrnehmung in den zwanziger Jahren: B. Hüppauf, Langemarck, Verdun and the Myth of a New Man in Germany after the First World War, in: *War & Society*, 6 (1989), Nr. 2, S. 70-103.

¹⁷⁰ H. Meier-Welcker (Hg.), *Offiziere im Bild von Dokumenten aus drei Jahrzehnten*, Stuttgart 1964, S. 275, zit. n.: U. Geuter, *Polemos panton pater - Militär und Psychologie im Deutschen Reich 1914-45*, in: M. G. Ash/U. Geuter (Hg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick*, Opladen 1985, S. 146-171, S. 162.

¹⁷¹ Vgl. H. Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte*, S. 194. „Typologisches Denken beherrscht die Geisteswissenschaften dieser Periode, [...]“ Seine „Verführungskraft ist verständlich: Sie [die Typologie/B. U.] entlastet die Orientierung von Ambivalenzen und erspart vorprädikative Erfahrung; sie erleichtert das Urteil, klärt Fronten und beschleunigt den Akt der Entscheidung. Damit bildet die Typologie eine ideale Rahmenbedingung für den Dezisionismus.“ Ebd.

¹⁷² G. Gothein, *Warum verloren wir den Krieg?*, Stuttgart, Berlin 1919, S. 78, S. 91, S. 92.

¹⁷³ „Der Stahlhelm gab dem Soldaten des Großen Krieges sein Gesicht, gab ihm sein Profil, soldatische Herbheit und fanatische Entschlossenheit, opferbereite Hingabe und Pflichterfüllung bis zum Äußersten, diese Begriffe mündeten symbolhaft für alle Zeiten in dieser neuzeitlichen Sturmhaube aus Chromnickelstahl, in kunstvoller Form vereinigten sich materieller Zweck mit künstlerischem Wollen.“

dar als der in dieser chaotischen Erfahrungswelt psychisch Zusammenbrechende. Es sollte indes nicht übersehen werden, daß dabei im Erstgenannten als impliziter Gegenentwurf der Zweitgenannte immer schon enthalten war. Der eine bekannte sich - gewollt und ungewollt - zu seiner Angst, der andere hob sie im Idealbild jenes Frontsoldaten auf, der „mit offenem Auge kalt und sachlich“ das Material und seine Furcht bezwang.¹⁷⁴

Eben dies - die Überwindung der Angst, die wenigstens temporäre Neutralisierung des Selbsterhaltungstriebes und ihre Erforschung, mithin der Sieg über den ‚inneren Feind‘ (vgl. III.2.2.) - war der eigentliche Kern aller Kriegspsychologie nach dem Krieg. Damit geriet ihr erneut etwas in den Blick, was sie schon zwischen 1914 und 1918 unter den Bedingungen des aktuellen Krieges beschäftigt hatte, mittlerweile aber auch in der Ideologie rechtsradikaler, national-revolutionärer Zirkel in der Republik einen bedeutsamen Platz einnahm. Die Bedrohung des Individuums und insbesondere die seiner militärischen Kollektive durch den modernen Fortschritt der Technik waren hier ebenso Thema wie die Nivellierung solch technisch-materieller durch die charakterlich-moralische Überlegenheit einzelner Kämpfer. In dieser Verherrlichung kriegerischer Gewalt und der Stilisierung soldatischer Ohnmachts- zu Allmachtsgefühlen als Ausdruck intensivsten Lebens kam Angst nur als zu überwindende Hürde vor, als der Ächtung preisgegebenes Gefühl und fand Beachtung allenfalls noch als zeitweiliger, instinktgeleiteter Überlebenshelfer in gefährlichen Situationen.¹⁷⁵

Freilich findet sich das Stereotyp der Überlegenheit deutscher Soldaten nicht allein in den Schriften der Nationalrevolutionäre. In den Memoiren deutscher Generale spielte es eine ebenso bedeutsame Rolle wie in den Schulgeschichtsbüchern der Nachkriegszeit.¹⁷⁶ Und selbst in der Anti-Kriegsliteratur der Weimarer

R. Schindler, Entstehungsgeschichte und Wert des deutschen Stahlhelms, in: Soldaten-Reihe 1, Vom Hut zum Helm, Berlin 1937, S. 36-43, S. 36/37.

¹⁷⁴ G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, Oldenburg i. O. 1925, S. 34.

¹⁷⁵ Stefan Breuer hat neuerdings die Angst als „Grundbefindlichkeit“, wenngleich nicht als „Spezifikum“ der Konservativen Revolution analysiert. Er findet sie gleichermaßen im individuellen, biographischen Kontext der Konservativen Revolutionäre, wie er sie als unverzichtlichen Bestandteil dem ‚zivilisatorischen Projekt des Bürgertums‘ zuordnet. „Neu und für die Konservative Revolution typisch ist jedoch die eigentümliche Umpolung, die der Angst widerfährt, ihre Umwandlung aus einem Medium der Distanzierung und Verfremdung in ein Medium der Affirmation.“ Letztlich resultierte daraus eine „fundamentale Unfähigkeit zur Angst, ein Unvermögen zur Erfahrung des Nichts, [...]“. Breuer führt dies - in Anlehnung an Leed - auf die totale, defensive Opferrolle des Weltkriegssoldaten im Maschinenkrieg zurück, in dem schließlich „die Identifikation mit dem Aggressor - der Maschinentechnik -“ für manche sich als „Abwehr- und Selbsterhaltungsmechanismus“ anbot. S. Breuer, Anatomie, S. 45/46. Vgl. auch: das Kapitel „Angst“ in: H. J. Schröder, Die gestohlenen Jahre, S. 624ff.

¹⁷⁶ Breit weist darauf hin, daß hohe Offiziere in ihren Erinnerungen „ausnahmslos betonen [...], daß das deutsche Heer sich in diesem Krieg allen Armeen der Feindstaaten in jeder Hinsicht überlegen gezeigt habe.“ G. Breit, Das Staats- und Gesellschaftsbild deutscher Generale beider Weltkriege im Spiegel ihrer Memoiren, Boppard 1973, S. 126. H. Schallenbergler konnte früh belegen, daß dieses „Sich-Unbesiegt-Fühlen“ in deutschen Schulgeschichtsbüchern weithin verbreitet war. „Gemeint ist hiermit [...] nicht unbedingt die Dolchstoß-Legende schlechthin. Im Gegenteil wird in vielen Werken überraschend klar zum Ausdruck gebracht, daß die Forderung nach Waffenstillstand von der OHL ausging. Gemeint ist vielmehr jenes ‚Unbesiegt‘, an das Hitler dann in so verhängnisvoller Weise anknüpfen konnte.“ H. Schallenbergler, Untersuchungen zum Geschichtsbild der wilhelminischen Ära und der Weimarer Zeit.

Republik ist häufig die Überzeugung von der prinzipiellen soldatischen ‚Überlegenheit‘ deutscher Soldaten anzutreffen. Auf eine markante Passage in Remarques „Im Westen nichts Neues“, „die oft übersehen wird“, machte schon Holger Klein aufmerksam:

*„Bäumer, der mehrfach auf die zahlenmäßigen und materiellen Vorteile der Alliierten hinweist [...], sagt gegen Ende: ‚Wir sind nicht geschlagen, denn wir sind als Soldaten besser und erfahrener; wir sind einfach von der vielfachen Übermacht zerdrückt und zurückgeschoben worden‘. [...] Das könnte in einem beliebigen nationalistisch gestimmten Weltkriegsbuch stehen - [...]“.*¹⁷⁷

Das Zauberwort der Kriegspsychologie nach 1918 zur Überwindung der Angst im Krieg aber hieß - kaum originell und wie schon während des Weltkrieges - der Wille; durch ihn sollte der „Trieb zur Selbsterhaltung“ ausgeschaltet werden:

*„Der Wille des Soldaten wird es also sein, in dem wir jene Disposition erwecken müssen, die sein - bewußtes oder unbewußtes - Fortwirken in der Richtung des erhaltenen Befehls auch über die Grenzen der Zwangsgewalt hinaus gewährleistet“.*¹⁷⁸

Den Willen zu stärken - und das hieß nun zugleich auch, den „Willen zu erneutem Kampf“ wachzuhalten - war untrennbar an die längerfristige Konservierung der Überlegenheit deutscher Soldaten gekoppelt:

„Die Mitnahme dieses Überlegenheitsgefühls aus dem Kriege ist aber für die deutsche Zukunft von höchster Bedeutung. Sie erhält im Volke das Gefühl, nicht als Besiegter die Walstatt verlassen zu haben, trotz des verlorenen Krieges und des gewaltigen Zusammenbruchs. Das Bewußtsein, an kriegerischer

Eine vergleichende Schulbuchanalyse deutscher Schulgeschichtsbücher aus der Zeit von 1888-1933, Ratingen b. Düsseldorf 1964, S. 193.

¹⁷⁷ H. Klein, Grundhaltung und Feindbilder in der Darstellung des Ersten Weltkrieges bei Remarque, Hemingway und Céline, in: KL/WL 1 (1989), Nr. 1, S. 7-22, S. 11/12.

¹⁷⁸ L. Rendulic (Major im Bundesheer), Zur Psychologie der Disziplin, in: Militärwissenschaftliche und Technische Mitteilungen, Wien, 54 (1923), Sept./Okt., S. 364-376, S. 436-450, S. 369. In den ausdruckspsychologisch bestimmten Eignungstests der späteren Wehrmachtspsychologie war es dann nicht „der Wille schlechthin“, der versucht wurde zu erfassen, „sondern eine bestimmte Vorstellung vom Willen. Wille war Haltung - daher auch Körperhaltung, Wille war Selbstbeherrschung, Zügelung des eigenen Körpers, die Fähigkeit, einen geradlinigen Eindruck zu erwecken, kurz: Durch die ausdrucksdiagnostische Willensanalyse schaut uns eine preußisch-militärische Willenskonzeption an“. Vgl. U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1988, S. 185.

*Tüchtigkeit überlegen zu sein, ist aber das beste Mittel für die Erhaltung des wehrhaften Geistes [...].*¹⁷⁹

Dabei bildeten die in solchen Passagen eingebetteten Forderungen nach einer „Gesundung unseres nationalen Selbsterhaltungstriebes“¹⁸⁰ oder die Plädoyers für die Notwendigkeit „nervengestählter, charismatischer Führerpersönlichkeiten“¹⁸¹ gleichsam nur die äußeren Korsettstangen, die den Entwurf einer Überwindung der Angst im Kriege stabilisieren sollten. Ebenso wichtig war die innerpsychische Verfassung derer, die künftig kämpfen mußten. Und auch auf diesem Feld trat neben die Legende vom Dolchstoß die von der Überlegenheit deutscher Soldaten im Kriege als wirksames Movens in Erscheinung:

*„Das Wort, wer die besten Nerven hat, wird den Krieg gewinnen, war richtig, wenn man die Stärke der Nerven nicht nur bei den oberen Führern und Staatsmännern, sondern auch bei der Fronttruppe gemessen haben wollte. Mir scheint, die deutsche Fronttruppe im engeren Sinne des Wortes war auch hier am stärksten!“*¹⁸²

Ernst Simmel hat 1944, rückblickend auf die Kriegsneurosen des Ersten Weltkriegs und die Auswirkungen der darin sich manifestierenden psychischen Konflikte, auf die „entscheidende Hilfe“ einer gemeinsamen Ideologie hingewiesen, die es Soldaten ermögliche, ihr „Kriegs-Ich“ in ein „Friedens-Ich“ zurückzuverwandeln“:

*„Der Mann in Uniform war ein Vertreter der großen nationalen Sache gewesen, darauf basierte sein Selbstbewußtsein und sein Ansehen in der Bevölkerung. Sobald er wieder Zivilkleider anlegen muß, wird er ein unbekannter Soldat der industriellen Armee. Wenn die Nation vor, während und nach dem Krieg durch eine gemeinsame Ideologie geeint ist, wird sein Zivil-Ich ihr verbunden bleiben [...]“*¹⁸³

¹⁷⁹ F. Altrichter (Oberstltn./Potsdam), Seelische Kräfte des deutschen Heeres im Frieden und im Weltkrieg, Berlin 1933, S. 172.

¹⁸⁰ A. Hitler, Mein Kampf, München/Ausgabe 1940, S. 366. Die eigentliche Frage nach der neuerlichen Erlangung deutscher Macht laute, so Hitler, „nicht etwa: Wie fabrizieren wir Waffen? sondern: Wie erzeugen wir den Geist, der ein Volk befähigt, Waffen zu tragen? Wenn dieser Geist ein Volk beherrscht, findet der Wille tausend Wege, von denen jeder bei einer Waffe endet!“ S. 365/366. Vgl. auch: J. Sywottek, Mobilmachung für den totalen Krieg, S. 19f.

¹⁸¹ „Woher er kommt, niemand vermag es zu sagen. Aus einem Fürstenpalaste vielleicht oder einer Tagelöhnerhütte. Doch jeder weiß: Er ist der Führer; ihm jubelt jeder zu; ihm gehorcht auch ein jeder. Und warum? Weil er eine eigentümliche Gewalt ausübt: Er ist ein Herrscher der Seelen. Und darum nennt man ihn auch den Feldherrn Psychologos.“ K. Hesse, Der Feldherr Psychologos. Ein Suchen nach dem Führer der deutschen Zukunft, Berlin 1922, S. 206. Dabei stellt Hesses Vision eines charismatischen Führers nur die militärische Variante eines allgemein verbreiteten Wunsches nach Führerschaft dar, der „nahtlos an jenen Geniekult“ sich anschloß, „der im deutschen Bildungsbürgertum seit den Tagen der Klassik verbreitet war“. S. Breuer, Anatomie der Konservativen Revolution, S. 96f., S. 97.

¹⁸² G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, S. 65.

¹⁸³ E. Simmel, Kriegsneurosen (1944), in: ders., Psychoanalyse und ihre Anwendungen, S. 204-226, S. 225.

Gewiß wäre es falsch, eine solche gemeinsame, vor dem Krieg bereits existente und über ihn hinweg gerettete, schließlich an der Republik als dauerhafte Staatsform orientierte Ideologie ‚den Deutschen generell abzusprechen. Sie fehlte aber mit ebenso großer Gewißheit jenen, die während des Krieges sich als hochmotivierte Kämpfer hervorgetan hatten oder sich doch zumindest in der Rückschau so sahen; ein ‚Davor‘ und ein ‚Danach‘ gab es in ihrer spezifischen, nur auf den Krieg selbst abzielenden Ideologie nicht. Indem sich als deren eigentlicher Kern das Stereotyp von der Überlegenheit des willensstarken Frontkämpfers herauskristallisierte, nahm auch der schon bei Beginn und während des Krieges betriebene Kampf gegen die solche Überlegenheit Gefährdenden ihren Fortgang. Das Bekenntnis zur Angst - das allenfalls als mehr projizierte denn tatsächliche Realität den Alliierten in der Schlußphase des Krieges attestiert wurde¹⁸⁴ - und seine Personifizierung im Kriegsneurotiker wie schlechthin im von „Geistesverlumpung“ geprägten „haltlosen Menschenpack“ des Kriegs-(Endes) und der Revolution verkörperten die eigentlichen Feinde.¹⁸⁵ In diesem Kontext war die vielfach, namentlich von einer „seelische Imponderabilien“ beachtenden „Erfahrungswissenschaft“ des Weltkriegs erhobene Forderung, den „veredelten Bandengeist“ der „Elite der Kämpfer“ in einer möglichst kleinen Armee „rein“ zu erhalten, mehr als der Versuch, aus der Not des Hunderttausend-Mann-Heeres eine kommenden Kriegen verpflichtete Tugend zu machen.¹⁸⁶

Insbesondere die in der letzten Kriegsphase herangezogenen, psychoanalytisch geschulten Militärärzte hatten bereits eine Parallele zwischen dem „Kampf um das individuelle und nationale Überleben“ und dem „inneren Kampf des Ichs um seine ‚Selbsterhaltung‘“ als Kernkonflikt des Kriegsneurotikers diagnostiziert.¹⁸⁷

¹⁸⁴ „Die Behutsamkeit der Alliierten, ausgenommen der frischen, dafür aber kriegsunerfahrenen Amerikaner, die entsprechend bluten mußten, näherte sich offensichtlich der Ängstlichkeit. Eine neue Front an der Maas, und wenn es nicht anders ging, am Rhein, neue Blutopfer, neue Qual angesichts des Endes des Krieges auf sich zu nehmen - es ist die große Frage, ob die zermürbten feindlichen Frontkämpfer neuen rücksichtslosen Forderungen ihrer Führer gefolgt wären!“ So eine der Phantasien von G. Soldan, *Der Mensch und die Schlacht der Zukunft*, S. 65.

¹⁸⁵ Vgl. G. Soldan, *Der Mensch und die Schlacht der Zukunft*, S. 80. Dabei wird insbesondere für Hesse, der damit Ansätze aus der Kriegszeit aufnimmt, die „seelische Gesundheit“, d.h., die „Fähigkeit zur Hemmung des stärksten aller Triebe in uns, des Selbsterhaltungstriebes“, zu einer Frage der „Kraft der Rasse“. K. Hesse, *Der Feldherr Psychologos*, S. 180/181.

¹⁸⁶ Vgl. G. Soldan, *Der Mensch und die Schlacht der Zukunft*, S. 65, S. 82. Vgl. W. Deist, *Die Reichswehr und der Krieg der Zukunft*, in: MGM 1989, H.45, S. 81-92; M. Geyer, *Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936*, Wiesbaden 1980. Natürlich war die Psychologisierung des Krieges und des Soldaten nur ein, wenngleich wichtiger Aspekt in der Planung des künftigen Krieges. Insgesamt zeichneten die Studien über den Zukunftskrieg „das Bild eines industrialisierten Krieges, der ausnahmslos alle Ressourcen der Nation beanspruchen wird, der einer umfassenden, planvollen Vorbereitung im Frieden bedarf und damit der Militarisierung der Gesellschaft Vorschub leistet.“ W. Deist, *Auf dem Weg zur ideologisierten Kriegführung: Deutschland 1918-1945*, in: ders., *Militär, Staat und Gesellschaft*, S. 385-429, S. 394. Vgl. auch: G. Förster, *Totaler Krieg und Blitzkrieg. Die Theorie des totalen Krieges und des Blitzkrieges in der Militärdoktrin des faschistischen Deutschlands am Vorabend des 2. Weltkriegs*, Berlin 1967, S. 59ff.

¹⁸⁷ E. Simmel, *Kriegsneurosen* (1944), S. 226.

Es war Sigmund Freud, der in seiner 1919 publizierten „Einleitung zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen“ darauf verwies, daß eben dieser Konflikt primär in jenen sich Geltung zu verschaffen wußte, deren temporäres Kriegs-Ich starken Bindungen an das „alte Friedens-Ich“ ausgesetzt gewesen wäre. Seine Schlußfolgerung, die so oder so ähnlich durchaus in einem kriegspsychologisch motivierten, der nationalen Wiederertüchtigung gewidmeten Buch stehen könnte, lautete denn auch:

„Das Volksheer wäre also die Bedingung, der Nährboden der Kriegsneurosen; bei Berufssoldaten, in einer Söldnerschar, wäre ihnen die Möglichkeit des Auftretens entzogen.“¹⁸⁸

Autoren wie Soldan oder Hesse waren die Ergebnisse psychoanalytischer Kriegsneurotiker-Behandlung unbekannt. Doch verbirgt sich hinter ihrer Forderung nach einem „aristokratischen Qualitätsheer“¹⁸⁹ im Grunde auch das Bemühen, „das Gefürchtete“, den „inneren Feind“¹⁹⁰ in Gestalt der Neurose abzuwehren.¹⁹¹ Durch sie nämlich wurde das Problem des vergangenen und des angestrebten künftigen Krieges sichtbar und potenziert zugleich: die mögliche Unfähigkeit der verkleideten Zivilisten, zu töten und die Tötungsversuche der Gegenseite unbeschadet an Leib und Seele auf Dauer zu überstehen.¹⁹² (Vgl. auch III. 2.2.1.)

Daß Existenz und Prägung psychischer Dispositionen und Normen im Staatsinteresse liegen konnten, war spätestens seit dem Weltkrieg nichts Neues mehr. Für den österreichischen Major Rendulic hatte der Krieg nur nochmals klarer gemacht, „daß soldatische Disziplin in ungleich wirkungsvollerer Weise im Seelenleben des Soldaten herrschen muß und daß das Zustandekommen und die Förderung dieses psychischen Phänomens im eminenten Sinne Staatsinteresse

¹⁸⁸ S. Freud, Einleitung zu „Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. Diskussion auf dem V. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Budapest, 28./29. Sept. 1918“ (1919), in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 12, 3. Aufl., Frankfurt/M. 1966, S. 321-324, S. 323. Vgl. zum Budapester Kongreß: P. Büttner, Freud und der Erste Weltkrieg. Eine Untersuchung über die Beziehung von medizinischer Theorie und gesellschaftlicher Praxis der Psychoanalyse, Heidelberg (Phil. Diss.) 1975, S. 67ff.

¹⁸⁹ G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, S. 86.

¹⁹⁰ „Ja, man könnte sagen, bei den Kriegsneurosen sei das Gefürchtete, zum Unterschied von der reinen traumatischen Neurose und in Annäherung an die Übertragungsneurosen, doch ein innerer Feind.“ S. Freud, Einleitung zu ..., S. 324.

¹⁹¹ Für Soldan kann die Truppe der Zukunft „nur aus Freiwilligen sich bilden [...], die aus heiliger, freier innerer Überzeugung einen starken nationalen Glauben mitbringen, der als Selbstverständlichkeit dieses gibt: ‚Ich bin berufen, mein Leben für mein Vaterland einzusetzen! Das Schicksal meines Vaterlandes ist mein eigenes Schicksal!‘.“ G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, S. 88.

¹⁹² Das Problem beschäftigt namentlich die Militärpsychologie bis in unsere Tage. Vgl. S. L. A. Marshall, Soldaten im Feuer. Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg (Men against Fire), Frauenfeld 1951, S. 80 f., S. 82. Vgl. P. Watson, Psycho-Krieg. Möglichkeiten, Macht und Mißbrauch der Militärpsychologie, Frankfurt/M. 1985 (1978), S. 50 ff.

ist“.¹⁹³ Dies jedoch schließlich frühzeitig im Zusammenhang intensivster Planungen für den Revanchekrieg zum Programm zu erheben - orientiert an einer einseitig aus dem 19. Jahrhundert tradierten Willenskonzeption, die innerhalb der Kriegsneurotikerbehandlung endgültig zu einer moralisch unterfütterten Therapie- und Sozialtheorie avancierte -, blieb deutsches Phänomen.¹⁹⁴

Noch blieben die kriegspsychologischen Stichwortgeber der zwanziger Jahre dabei so lautstark wie ergebnislos, so pläneschmiedend wie praxisfern. Aber es sollte sich zeigen, daß dem propagierten „Sieg über die Angst als innerem Feind“ die Aussonderung und Vernichtung ‚realer innerer Feinde‘ folgte. Und das mit einem Führer, für den eigenem Bekunden nach schon um die Jahreswende 1915/16 der innere Kampf gegen die „feige Angst“ entschieden war:

*„Der Wille war restlos Herr geworden. [...] Nun erst konnte das Schicksal zu den letzten Proben schreiten, ohne daß die Nerven rissen, oder der Verstand versagte.“*¹⁹⁵

1.3.1. Kriegspsychologie und Feldpostbriefe in den zwanziger Jahren

Mit den Äußerungen zur Kriegspsychologie, wie sie vorstehend dargestellt wurden, ist natürlich nur ein kleines Spektrum ihres Wirkens und ihrer Wirkungen erfaßt. Aber ihre Skizzierung reichte, um das Beziehungsgeflecht zu verdeutlichen, das den psychologisch gefilterten Blick auf den Krieg und den Kampf-Willen der Soldaten ermöglichte. Nun stellt sich die Frage, ob und inwieweit Feldpostbriefe hierbei eine Rolle spielten.

Immer wieder wird in den kriegspsychologischen oder kriegspsychologisch motivierten Schriften ausdrücklich und betont eine Wirkung des Krieges hervorgehoben: er bot den Anlaß dafür, daß eine Masse berufener und weniger

¹⁹³ L. Rendulic, Zur Psychologie der Disziplin, S. 368.

¹⁹⁴ Allerdings sollte nicht unterschätzt werden, daß insbesondere die Konzeption einer ‚Elite der Kampffreudigen‘ auch in den kriegspsychologischen Schriften der ‚Sieger‘ des Weltkrieges einen wichtigen Platz einnahm und im 2. Weltkrieg Anwendung fand. S. L. A. Marshall etwa kam aufgrund seiner Studien im Zweiten Weltkrieg zu einer ‚Erkenntnis‘, die mit den Erkenntnissen von Soldan, Schauwecker oder Ernst Jünger große Ähnlichkeit hat: „Wer lange im Krieg gewesen ist und darüber reiflich nachgedacht hat, wird sich schließlich der letzten Verantwortung bewußt: Es muß einer vorangehen, damit die Nation leben kann [...] Erst im Laufe der Zeit kommt noch die Erkenntnis dazu, daß eine Nation untergehen muß, wenn zu wenige diese Wahrheit dort gefunden haben, wo sie einzig gefunden werden kann, und wenn all die anderen, die sie nicht gefunden haben, ihr unbewußt entgegenarbeiten und sie verleugnen, weil ihnen die Erfahrung nicht geworden ist.“ S. L. A. Marshall, Soldaten im Feuer, S. 230.

¹⁹⁵ A. Hitler, Mein Kampf, S. 181. - Ulfried Geuter hat darauf hingewiesen, daß die (Wehrmachts-)Psychologie dann allerdings in Schwierigkeiten geriet, in den Eignungsprüfungen den für notwendig erachteten Willen in meßbarer Form zu orten: „[...] wie sollten dort Wille und Mut diagnostiziert werden? [...] Die Psychologie fand hier ihre methodischen Grenzen an der Sache, die das Militär forderte. Noch mehr als vom Willen galt von Angst, Feigheit oder Mut, daß im Krieg dann das praktisch erfahrbare wurde, was an ‚Charakter‘-Qualitäten diagnostisch kaum zu erfassen war [...]“ U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, S. 202/205.

berufener Autoren ihre Erlebnisse niederschreiben konnte. Soldan nahm hierbei gar eine „Klassifikation“ vor; an deren Spitze standen die „Namen der führenden Männer dieses Krieges“, während die um „eine wahre Rekonstruktion der Begebenheiten“ ringenden Historiker gemeinsam mit Technikern, Chemikern und Wirtschaftlern – also dem Spezial-Personal des Krieges – das Mittelfeld bestritten, das nach unten durch schon aus dem Vorkrieg hinlänglich bekannte Amateurstrategen und „Biertischtaktiker“ beschlossen wird. Gleichsam die Krönung aber stelle, so Soldan, ein „bis dahin fast Unbekannter“ dar: „der Schlachtenfrontsoldat als Schilderer persönlichen Erlebens“, der sich nun als „psychologischer Zeichner des Krieges“ bewähre.¹⁹⁶

Wer allerdings nach dieser Einführung hoffte, zumal den Feldpostbrief als Medium des ‚psychologischen Zeichners‘ zu finden oder doch wenigstens den Rekurs auf ihn, sieht sich zunächst getäuscht. Allgemein spielt die Perspektive von unten zwar eine bedeutsame Rolle; sie wird im Sinne einer realistischen Darstellung des Krieges vehement gegen solche Angriffe verteidigt, die ihr vorwarfen, durch die damit verbundenen, mehr oder weniger illusionslosen Schilderungen „nur Wasser auf die Mühlen der Völkerversöhner, der Pazifisten und Friedensfurien“ zu lenken.¹⁹⁷ Auch gibt es bei der Durchsicht von Feldzugsbriefen Grund zu staunen „über die zutreffende Kritik oft selbst des einfachen Arbeiter oder Bauern.“ Doch wirklich ernst genommen wird das nicht; die Einordnung und damit die Entwertung der Klagen folgte auf dem Fuße:

„Wenn sie über Ungerechtigkeiten klagen bei Beförderungen, Ordensverleihungen, Urlaub und dergleichen, dann suchen sie die Ursache natürlich in ihrer nächsten Umgebung, beim Feldwebel und beim Kompagnieführer. [...] In Wirklichkeit begeht man mit solchen Klagen ein Unrecht. Weder der Feldwebel noch irgendein anderer Führer trägt Schuld an den Dingen, die von der Truppe so bitter empfunden worden sind, sondern das allgemeine Unvermögen, sich auf die mit dem Beginn des Stellungskampfes grundsätzlich geänderten Verhältnisse umzustellen.“¹⁹⁸

Schauwecker dagegen beklagte die schon während des Krieges in den „Feldpostbriefen“ unserer Zeitungen und Zeitschriften feststellbare Einseitigkeit der Auswahl. Namentlich die abnehmende Religiosität der Soldaten wäre hier „stillschweigend übergangen oder auf Grund vereinzelter Ausnahmen ohne weiteres geleugnet, ins Gegenteil gewandelt und verallgemeinert“ worden.¹⁹⁹

Anderen ist in ihrer „seelischen Durchleuchtung“ des Krieges vor allem der uns bereits bekannte „Jammerbrief“ aus der Heimat von Wichtigkeit (vgl.

¹⁹⁶ G. Soldan, Der Mensch und die Schlacht der Zukunft, S. 14.

¹⁹⁷ Ebd., S. 19.

¹⁹⁸ Ebd., S. 45.

¹⁹⁹ F. Schauwecker, Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkrieg, Halle/Saale 1919, S. 251.

III.1.2.). Diese Feldpost „stand an erster Stelle“, wenn es um die Gründe für das „Erlahmen des Kriegswillens“ ging:

„In unzähligen Klagebriefen erfuhren die Soldaten von ihren Angehörigen die Mißstände und den unerträglichen Mangel an allem sowie die allgemeine Erbitterung, die über die Fortdauer des Krieges herrschte. Schwer lastete die wirtschaftliche Notlage der um ihr Dasein ringenden Familien auf den an der Front stehenden Ernährern. Die Sorge um die Seinen schwächte den Kampfwillen des Soldaten und förderte seinen Groll gegen alles, was mit dem Kriege zusammenhing.“²⁰⁰

Otto Baumgarten versuchte dagegen differenzierter diese Frage zu behandeln:

„Im Anfang des Krieges holten sich die Frontsoldaten Erfrischung und Aufreizung der Gefühle aus der Heimat [...] Die ganze Familienpoesie sprach durch die Feldbriefe zu ihnen und erneuerte ihre seelische Reizbarkeit; späterhin verloren auch sie ihre seelische Spannkraft und ihre aufmunternde Fröhlichkeit. Und die Urlaubsaufenthalte daheim boten mehr und mehr kein wirkliches Gegengewicht gegen die abstumpfende Wirkung des Kriegsdienstes.“²⁰¹

Der Bremer Neurologe, Psychiater und Publizist Ludwig Scholz - und mit ihm eine Reihe weiterer, ehemaliger Militärärzte²⁰² - verließ sich in seinen Reflexionen über das „Seelenleben des Soldaten an der Front“ da lieber gleich ganz auf die eigene Anschauung.²⁰³ Ja, er hebt sie positiv von den Briefen des

²⁰⁰ F. Altrichter, Seelische Kräfte des deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege, S. 109.

²⁰¹ O. Baumgarten, Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges, in: ders. u.a., Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland. Veröffentlichung in der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden, Stuttgart u.a. 1927, S. 1-88, S. 17/18. Die Formulierung, Urlaubsaufenthalte hätten „mehr und mehr“ kein Gegengewicht gebildet, spricht für eine tiefe Unkenntnis der eigentlichen Regelung der Urlaubsfrage.

²⁰² Insbesondere der in der Schlußphase des Krieges verfaßte Bericht eines anonym bleibenden Militärarztes richtet sich gegen die ungerechten Verhältnisse an der Front (Gehälter, Versorgung, Ordensverteilung etc.) und der Heimat (Lebensmittelverteilung, ‚Schiebertum‘, ‚Reklamiertenunwesen‘ etc.), wobei letztere „rückwirken auf den Mann, der mit ihnen bekannt gemacht wird durch den Briefwechsel mit den Seinen und die eigene Anschauung im Urlaub“. Anonym, Die Zermürbung der Front, in: Süddeutsche Monatshefte/Kriegshefte, Okt. 1918 - März 1919, S. 176-192, S. 189. Die Publikation wurde während des Krieges verboten und konnte auch im Dezember 1918 nur mit einer nachgeschobenen Erklärung des Generalmajors Graf v. Lamsdorff erscheinen (Jan. 1919), in der namentlich die bessere Verpflegung der Stäbe bestritten wird. S. 373/374.

²⁰³ Ähnlich auch der Militärarzt Eugen Neter, der seine Absicht, den Verlauf des Kriegsendes „psychologisch zu erfassen“ davon ableitet, „daß der Truppenarzt ganz besonders Gelegenheit hatte, die Verhältnisse an der Front zu beobachten, vor allem den Geist und die Stimmung der kämpfenden Truppe aus direktem Erleben kennenzulernen und zu beurteilen. Und dieses Urteil hat insofern Anspruch auf eine gewisse Sachlichkeit, weil es in der ganzen Heeresorganisation wohl keinen Soldaten gab, der in jeder Beziehung so unabhängig war wie der Bataillonsarzt bei der Infanterie. Es war für den Truppenarzt nicht schwer, sich das Vertrauen der Mannschaften und der Offiziere zu erwerben und dadurch einen Einblick zu gewinnen in die Gedanken- und Gefühlswelt der Truppe.“ E. Neter, Der seelische Zusammenbruch der deutschen Kampffront 1918. Betrachtungen eines Front-Arztes, in: Süddeutsche Monatshefte, Okt.1924-Sept. 1925, S. 1-47, S. 1.

Krieges ab, deren „Melodie“ sowieso nur „auf wenige Saiten“ gestimmt gewesen sei:

*„Die einen bevorzugten das Pathos, die anderen wollten umgekehrt durch Schlichtheit wirken und wurden nüchtern und die dritten gefielen sich im Niedlichen und Anekdotenhaften, in einem sinnigen, d.h. mit Sentimentalitäten verbrämten Humor. Und mochten im übrigen die Darstellungen noch so anschaulich gehalten sein, sie ermüdeten, [...]“.*²⁰⁴

Diese Begründung, in der ein gewisser Überdruß an den publizierten Briefen noch nachklingt, ergänzt Scholz, indem er einen bereits während des Krieges laut gewordenen Vorwurf aufnimmt (vgl. III.1.1). Der Briefautor habe oft „nicht frank und frei, wie es ihm ums Herz war“ vom Krieg berichtet,

*„sondern wie er glaubte, daß es ihm als ordentlichem Soldaten und Patrioten pflichtgemäß ums Herz sein müsse und wie er es aus der Geschichte anno 13 und 70 gelernt hatte.“*²⁰⁵

Anders sah es schon in jenen Kriegserlebnis-Studien aus, deren Autoren vor allem als Feldgeistliche den Krieg mitgemacht hatten. Ihre Rolle als Ansprechpartner für Beschwerden bzw. ihre während des Krieges nicht oder kaum realisierbare Funktion als Multiplikatoren der ihnen bekannten Soldaten-Klagen sowie vor allem die Absicht, Ausmaß und womöglich Versagen des Glaubens im Krieg zu beleuchten, bildeten die wesentlichen Antriebe für ihre kriegspsychologischen Überlegungen. Mit ihnen nahmen die bereits berichteten Versuche der Jahre 1914/18 ihren Fortgang, dem „Seelenleben im Kriege“, namentlich dem des Soldaten, auf die Spur zu kommen. Autoren wie Erich Everth, Max Dessoir oder August Messer avancierten nun zu den Vätern der Nachkriegs-Seelenerkundung. (Vgl. III.2.2.)

²⁰⁴ L. Scholz, Seelenleben des Soldaten an der Front. Hinterlassene Aufzeichnungen des im Kriege gefallenen Nervenarztes, Tübingen 1920, S. 1. Ebenso einseitig wie in der Wahrnehmung publizierter Briefe ist Scholz auch in der von ihm zensierter Briefe: „Da im ersten Jahr die Mannschaftsbriefe durch Offiziere geprüft werden mußten, habe ich Gelegenheit gehabt, einen Blick in die Schreibart der Leute zu tun: meist sind die Briefe schlicht und vernünftig gehalten, das Sachliche stark betonend, ohne lange Gefühlsergüsse und Klagen.“ S. 235. Was war anderes auch zu erwarten, wußten Scholzens Untergebene doch, daß er ihre Briefe las?

²⁰⁵ Ebd., S. 4. Scholz diente als Arzt bis Anfang 1918 an der Ostfront; auf die dort gemachten Beobachtungen stützt sich sein Bericht. Die ‚seelischen Zusammenbrüche‘ in großer Zahl nimmt er kaum zur Kenntnis oder verharmlost sie als Nikotin-, Alkohol- oder Ermüdungsproblem. Generell gibt es auch bei ihm die Zweiteilung: Offiziere sind nervös, neigen zur Neurasthenie, Mannschaften dagegen, die in ihrer „Mehrzahl aus Kreisen“ stammen, „die ‚keine Nerven‘ haben“, zur Hysterie. S. 221. Seine Diagnose der „Schreckneurotiker“ tendiert in psychoanalytische Richtung: Die motorischen Unruhe- und Dämmerzustände resultierten aus einer in den „verborgenen Tiefen des Seelenlebens“ entwickelten Angst. Die Symptome aber seien nur das „täuschende Kleid“, mit dem der „Hysteriker und Schrecknervöse“ - namentlich in den Lazaretten der Etappe und der Heimat - sich und die Nation betrüge. S. 227/228. Im Oktober 1918 wird Scholz an der Westfront getötet.

Zwar waren während des Krieges verschiedene, konfessionell geprägte Briefsammlungen publiziert worden (vgl. III.1.1.), die eine starke, durch den Krieg noch forcierte Kraft des Glaubens belegen sollten. Doch hatte sich, überdeutlich nach 1918,

*„die Auffassung von dem Versagen der Religion und Moral im Weltkriege allmählich in weiten Kreisen unseres eigenen Volkes festgesetzt und den Charakter einer selbstverständlichen Massenüberzeugung, eines suggestiv wirkenden Schlagwortes erlangt.“*²⁰⁶

Dabei gelingt es einigen Autoren jedoch, wie dem eben zitierten Franziskaner-Pater Raymund Dreiling, „manche Einblicke in das tiefere Wesen des Krieges“ zu bieten und damit die „Schattenseiten des ganzen Kriegslebens“ zu verdeutlichen.²⁰⁷ Dies verdankt sich einer Auffassung von Kriegpsychologie, nach der - neben der eigenen Anschauung²⁰⁸ - die „mündlichen oder schriftlichen Berichte, ihre Briefe usw.“ der Soldaten die Quellengrundlage für die „Beschreibung und Erklärung von Tatsachen“ bilden müssen.²⁰⁹ Die Kriegpsychologie brauchte diese Quellen zur

„Gewinnung eines psychologischen Durchschnittsbildes. Sie will uns ja nicht zeigen, wie der einzelne so oder so geartete Mensch auf Kriegseinflüsse seelisch

²⁰⁶ R. Dreiling, Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkrieges. Eine psychologische Untersuchung, Paderborn 1922, S. 4 (Vorwort). Vgl. auch: J. Gotthardt, Zur Psychologie des Krieges. Zeitgemäße Gedanken am Ende des Weltkrieges, in: Frankfurter Zeitgemäße Broschüren, hg. v. E. Breit, Bd. 39/H.6, Hamm (Westf.) 1920, S. 117-144. Für Gotthardt verengt sich vor diesem Hintergrund die angestrebte „Psychologie des Krieges“ auf Fragen wie: „Welchen Einfluß übt die religiöse Gesinnung auf den Soldaten unmittelbar vor dem Kampfe aus? [...] Welche religiöse Stimmung weckt der fortschreitende Krieg überhaupt in dem im Feld stehenden Soldaten?“ S. 140.

²⁰⁷ R. Dreiling, Das religiöse und sittliche Leben ..., S. 5. Die eigentliche Absicht, Kraft und Segen der Religion im Krieg zu belegen, bleibt davon freilich unberührt. Das Ergebnis wirkt denn auch wie die Bilanz christlich-seelischer Kontoführung; auf der Haben-Seite verbuchte Dreiling: „In Todesgefahr hat die bei weitem größte Anzahl Zuflucht in der Religion gesucht. Dasselbe taten auch wenigstens in manchen Lagen die meisten Angehörigen jener kleinen Minderheit, die im Durchschnitt auch bei Todesnähe nicht betete. Bei den Schwerverwundeten und Schwerkranken, besonders den Sterbenden, aber zeigte sich bis zum Kriegsschluß eine religiöse und sittliche Erneuerung oder Vertiefung.“ Insgesamt aber müsse der Krieg „in seiner religiösen und sittlichen Wirkung als ein großes Unglück bezeichnet werden.“ S. 157. Anders Gotthardt, der noch für die künftige Kriegserziehung eine Vorrangstellung der Religion erhofft. J. Gotthardt, Zur Psychologie des Krieges, S. 143.

²⁰⁸ Das „eigene Erlebnis“ sei, so Dreiling, „die bis zu einem gewissen Grade unerläßliche Quelle der Kriegpsychologie“. R. Dreiling, Das religiöse und sittliche Leben ..., S. 12. Für A. Rademacher, dessen Aufsatz sich wesentlich auf Dreilings Studie stützt, sind es primär „die Soldatenbriefe aus dem Felde“, die „eine wertvolle Fundgrube für religionspsychologische Untersuchungen“ böten. A. Rademacher, Die Wirkungen des Krieges im religiösen Leben des deutschen Katholizismus unter dem unmittelbaren Eindruck des Kriegausbruches und der Kriegsergebnisse, in: O. Baumgarten u.a., Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland, S. 149-216, S. 164.

²⁰⁹ Ebd., S. 13, S. 12.

reagiert, sie will uns vielmehr darlegen, wie sich das Seelenleben der Kriegsteilnehmer im allgemeinen unter dem Einfluß des Krieges änderte.“²¹⁰

In diesem Interpretationskontext geht Dreiling durchaus quellenkritisch vor. So bemerkt er,

„daß Briefe mir bekannter Soldaten in gar keinem Einklang mit dem wirklichen Sachverhalt standen. Auf meine gelegentliche Frage erhielt ich zur Antwort: ‚warum sollen wir auch denen zu Hause noch den Kopf schwer machen?‘ Darum schwiegen sie über manches oder scherzten über Dinge, an denen sie schwer trugen. [...] Solche Zwecke und ihren auswählenden und formenden Einfluß darf man nicht übersehen, wenn es gilt, ein objektives Bild zu gewinnen.“²¹¹

Doch verfügte Dreiling als Feldgeistlicher über andere Mittel und Möglichkeiten, den „geheimsten seelischen Antriebskräften“ nahe zu kommen; so sehr auch jetzt, wie schon während des Krieges, die „briefliche Selbstenthüllung“ als Beleg für eine dem Krieg adäquate „Eigendefinition“ erwünscht bleibt.²¹² Zwar lehnt er entschieden eine Instrumentalisierung der Beichte als „Quelle der Psychologie“ ab, nutzt aber sinngemäß gerade das durch sie erworbene Geheimwissen als nicht mehr zu überprüfendes Zeugnis dafür, von welch „hoher und höchster Entfaltung Frömmigkeit und Tugend“ an der Front gewesen wären.²¹³

Der Dreh- und Angelpunkt in Dreilings Kriegspsychologie aber ist die Frage nach der „Bereitschaft des Willens zu Kampf und Tod sowie die Berührung mit Kampf und Tod“. Eine Antwort darauf mache das „eigentliche psychologische Wesen des Frontsoldaten“ aus.²¹⁴ Obschon auch hier, gleich den kriegspsychologisch motivierten Weltkriegs-Erfahrungsauswertern Soldan oder Hesse, der Willen zur Überwindung des Selbsterhaltungstriebes seine Rolle zu spielen hat, so wird bei Dreiling daraus doch nicht gleich umstandlos ein Hohelied auf den

²¹⁰ Ebd., S. 13. Weitere Gegenstandsbereiche der Kriegspsychologie, die in seiner Studie nicht abgehandelt werden, seien, so Dreiling: „[...] die Bedeutung der Psychologie für den Krieg oder die psychologischen Hilfsmittel des Krieges, z.B. bei der Auslese für bestimmte Waffen und Aufgaben, der Ausbildung der Truppen und Truppengattungen, dem Aufklärungsdienst und Nachrichtenwesen, der Beeinflussung des In- und Auslandes, der Behandlung der Kriegsbeschädigten sowie ihrer Eingliederung in das Berufs- und Gesellschaftsleben usw.“ S. 11.

²¹¹ Ebd., S. 14.

²¹² Vgl. A. Hahn, Beichte und Biographie, in: M. Sonntag (Hg.), Von der Machbarkeit des Psychischen. Texte zur Historischen Psychologie I, Pfaffenweiler 1990, S. 56-76, S. 58, S. 69.

²¹³ R. Dreiling, Das religiöse und sittliche Leben ..., S. 133. Insgesamt hält er fest: „Wir katholischen Priester kommen, besonders in der Sakramentenspendung, in die innigste und intimste Berührung mit den Seelen. Uns erschließen sich nicht nur die Abgründe religiös-sittlicher Verirrung, sondern auch die Gipfelpunkte der Frömmigkeit und Tugend. Wir schauen in das Heilige und Allerheiligste der Menschen hinein, und ich bezweifle sehr, ob selbst die vertrautesten Freunde und intimsten Angehörigen im Durchschnitt solche Einblicke gewinnen, wie sie sich den von Gott gesetzten Priestern in heiliger Zwiesprache mit zweifelnden und ringenden, leidenden und sterbenden Menschenkindern ergeben.“ Ebd.

²¹⁴ Ebd., S. 39.

„Materialüberwinder“. Vielmehr hat in seinem Verständnis - wie ausdrücklich auf der Grundlage von Gesprächen und Briefen festgehalten wird - der Selbsterhaltungstrieb eine „mimikryartige Anpassung“ an die jeweiligen Verhältnisse an der Front und in der Etappe nach sich gezogen.²¹⁵ Herausgerissen aus dem zivilen Leben, ausgesetzt einer allgemeinen „Einengung und Vereinfachung, Abstumpfung und Mechanisierung“, geplagt vom euphemistisch so genannten „naturhaft idyllischen Charakter des Unterstandsdaseins“²¹⁶ und nur zusammengehalten durch den in seinen Mitteln militärisch „ehernen Zwang unabwendbarer Notwendigkeit“²¹⁷ - dies wären die unfreiwilligen Begleitumstände der immer nur temporären „Anpassung“ gewesen. Allerdings:

„Als Dauerzustand [...] bedeutet sie eine Vergewaltigung der elementaren Strebungen von Millionen von Menschen, die nach den Kontrastgesetzen auf die Dauer eine gewaltsame Reaktion anbahnen mußte und dadurch den Zusammenbruch mit vorbereitet hat.“²¹⁸

Zur Konsequenz dieser Einschätzung gehörte, daß Dreiling jenen Beobachtungen und Briefpassagen großen Wert beimißt, in denen die Folgen der kaum wirklich „geglückten“ Verwandlung von Zivilisten in Soldaten spürbar wurden:

„Seine [des Frontsoldaten] eigentliche Tätigkeit, das Vernichten von Werten, ist und bleibt trotz des positiven Endzweckes in hohem Grade unnatürlich und legt sich auf die Dauer als Gesamterscheinung vielen wie ein Alp auf die Seele, [...] Wenn nur dieses Morden und Zerstören einmal aufhört, war schon nach den ersten Monaten eine immer wiederkehrende Klage mancher Soldaten und Offiziere, und viele atmeten schon aus diesem Grunde erleichtert auf, als der Krieg sein wenn auch noch so trauriges Ende nahm.“²¹⁹

²¹⁵ Ebd., S. 43. Auf eine spezielle Kriegtpsychologie der Etappe legt Dreiling größten Wert. „Die Etappe krank an dem Widerspruch, daß sie aus dem Kriege geboren wurde und Friedenscharakter trägt, Friedensantlitz wahrt und Kriegszwecken dient. Sie ist folglich nicht Heimat und nicht Front, nicht Frieden und nicht Krieg, der Etappenangehörige nicht Bürger und nicht Soldat“. Daraus resultiere ein „Zwiespalt der Seele“. Letztlich dient die Etappen-Psychologie, die in ihrem Kontext diagnostizierte Unentschiedenheit der Seele, die Nähe zur Front und die Nähe zur Heimat, der Erklärung der Niederlage, die sich dem spezifischen Etappegeist verdanke. Ihm fehlte die „Weihe des Kampfes und der Todesnähe“. S. 44ff., S. 45. Im Grunde ist ihm auch der Frontsoldat, auf Urlaub, nach Verletzungen, ausgesetzt gewesen. - Die im Weltkrieg noch so klare Trennung zwischen Front, Etappe, Heimat in der direkten Kriegswirkung durch Waffen etc. führte nicht nur bei Dreiling zu einer abgegrenzten Etappen-Psychologie. Vgl.: H. Hefele, Zur Psychologie der Etappe, Jena 1918 (Tat-Flugschriften, Nr. 24).

²¹⁶ Dreiling zitiert einen Offizier, der Ende 1914 schreibt: „Kein Stück Vieh hat je in Friedenszeiten so gehaust und gelebt wie wir in diesen vier Monaten, keine Spur von Zivilisation und Kultur bleibt mehr übrig.“ R. Dreiling, Das religiöse und sittliche Leben ..., S. 43.

²¹⁷ Ebd., S. 44.

²¹⁸ Ebd.

²¹⁹ Ebd., S. 50. „Immer wieder“, so Dreiling an anderer Stelle, „konnte man von Soldaten und Offizieren hören: ‚Der Krieg ist nichts weiter mehr als ein großes Menschenmorden, als ein Hinschlachten der Völker, und die Menschen sind zu Bestien geworden.‘ Es ist keine Moral und kein Sinn mehr in der Geschichte. Man wird an allem irre.“ „Es ist zu viel, was man tagtäglich sieht und hört und aussteht. Man muß den Glauben an alles verlieren, was einem früher heilig war.“ S. 93/94. Vor diesem Hintergrund

In der tiefen Verwurzelung des „durchschnittlichen“ Soldaten im friedlichen Vorkriegsleben lag zwar einerseits der einzig ortbare Sinn für sein „Tun und Leiden“ - jedenfalls für „die daheim“ -, andererseits geriet sie aber auch zum Bewertungsmaßstab des Krieges insgesamt, wodurch dieser „Krieg überhaupt als Unnatur und Widersinn, als Verirrung und Verbrechen und Wahnsinn erschien“.²²⁰ Eine bereits früh angelegte und bemerkbare Entwicklung, die nach dem Scheitern der letzten Offensiven im Westen „mit einer gewissen psychologischen Notwendigkeit“ kulminierte:

„Nicht daß der Zusammenbruch gekommen ist, das ist wunderbar, sondern daß er nicht früher und in schärferer Form gekommen ist, das muß jedermann mit Staunen erfüllen.“²²¹

Die von Dreiling eindringlich formulierte Quintessenz des Erlebnisses, die für den einen in der Frage gipfelte „Warum? Warum dieser Krieg ohne Aussicht und Ende?“ und für viele in der Forderung mündete „Schluß um jeden Preis!“,²²² konnte ihre durch die Auswertung von Feldpostbriefen begründete, authentische Aussagekraft in der Republik kaum wirkungsvoll entfalten. Ein Grund dafür ist sicherlich die uns schon aus dem Krieg bekannte Mobilisierung eines zumeist schablonenhaft agierenden Sortierungssystems, nach dem ausgegrenzt oder gar als ‚minderwertig‘ abgestempelt wurde, was nicht in die vorgegebene Norm passen wollte. Es ist ja schon deutlich geworden, wie überaus stark diese Wahrnehmungssegmentierungen innerhalb der nationalen (militär-)historischen Aufarbeitung und der kriegspsychologisch motivierten Erfahrungs-Auswertung gewirkt haben. Und selbst Dreiling, der auf der Grundlage von ihm genutzter Quellen gar nicht anders konnte als zu der Einsicht zu gelangen, daß „keine Macht der Welt [...] den Durchschnitt unserer Frontsoldaten“ zum Weiterkämpfen

hält er es auch nicht für überraschend, daß es zu einer Revolution kam; frappant sei vielmehr, daß „unsere Revolution [...], besonders wenn wir die viel größeren Opfer unseres Volkes betrachten, ein Kinderspiel gegen die Revolution“ gewesen ist, „die aller Wahrscheinlichkeit nach das französische Volk beim Verlust des Krieges gemacht hätte!“ S. 94. Das waren in der Tat im Deutschland des Jahres 1922 ganz überraschende Einsichten.

²²⁰ Ebd., S. 100. Nur die Unvermeidbarkeit der Lage hätte lange Zeit, indem sie zu Resignation, Gleichgültigkeit und Müdigkeit geführt habe, ein Zurückdrängen solcher Einstellungen bewirkt. Dreiling zitiert aus Briefen: „Mir ist jetzt, als ob der Krieg ewig dauern würde.“ „Man weiß gar nicht mehr, was Frieden ist und wie er aussieht.“ „Wenn der Friede wirklich einmal kommen sollte, ich glaube, viele von uns werden verrückt vor Freude.“ S. 103.

²²¹ Ebd., S. 107. Denn „was der Durchschnitt der kämpfenden Truppe wollte und gebieterisch verlangte, das war Schluß mit dem Kriege und abermals Schluß und Frieden und nichts weiter als Frieden.“ S. 106.

²²² „Nur eine Frage“, so zitiert Dreiling aus einem Feldpostbrief vom Mai 1918, „schwebt auf den Lippen der Frontkämpfer: Warum? Warum dieser Krieg ohne Aussicht und Ende? Menschen, die sich nicht kennen und einander nichts getan haben, stehen sich wie Irrsinnige und Bestien gegenüber. Einer will des anderen Untergang, und wir fragen vergebens: Warum?“ Ebd., S. 100.

hätte bewegen können, attestiert den „erschöpften Menschen“ einen ‚krankhaften Charakter‘:

„Zugleich zeigte sich aber der krankhafte Charakter der Reaktionserscheinungen bei diesen erschöpften Menschen. Nur nichts mehr vom Kriege sehen und hören, nur kein Morden und Zerstören mehr, nur keine Kämpfe und Fliegerangriffe mehr, nur fort von hier, nur heraus aus diesem Elend, nur zurück in das geliebte Heimatland, nur zurück in den Kreis der lieben Angehörigen, nur Kriegsschluß, nur Friede, alles andere ist gleich und gleichgültig, so lautete der stumme Ruf, der einem aus tausend und abertausend übermüden Seelen entgeklang.“²²³

So blieb noch hier der authentische Befund des so ausgelaugten wie friedens- und zu Teilen auch revolutionsbereiten Soldaten an seine vorgeblich charakterlich-seelische ‚Degeneration‘ gebunden. Ein Angebot an die erinnernde Wahrnehmung des Krieges, das auch dadurch nicht an Attraktivität gewann, daß den Einflüssen der Heimat und der feindlichen Propaganda auf diese ‚Symptome‘ allenfalls eine sie verstärkende, keineswegs aber eine sie auslösende Rolle zugeschrieben wurde.²²⁴

Neben der, je nach Intensität der Quellenauswertung variierenden Bereitschaft von Kriegspsychologen, Unerwünschtes und diffus Unübersichtliches aus dem Kriegserlebnis auszusondern oder zu marginalisieren, konnte es darüber hinaus auch bei den Betroffenen selbst zu einer nachträglichen Verfälschung, einem aktuellen Erfordernissen geschuldeten Zurechtstutzen ihres Erfahrungswissens kommen.²²⁵ Ein Problem, dessen sich im Kontext zeitgenössischer kriegspsychologischer Versuche nach dem Kriege vor allem der aus der christlichen Studentenbewegung stammende Siegfried Wegeleben annahm. Er unternimmt den Versuch, das „Felderlebnis“ als quasi reine, individuell religiös begründete Lehre des Krieges zu rekonstruieren, das sich jeder integrativen Funktion in Verbänden, Parteien oder ‚Weltanschauungen‘ entzieht.²²⁶ Für ihn ist klar: „Solche Briefe

²²³ Ebd., S. 105.

²²⁴ „Der tiefste Grund freilich für den Zusammenbruch lag nicht in jenen äußeren Einflüssen, sondern in der Verfassung der Armee selbst.“ Ebd., S. 102/103. Vgl. O. Baumgarten, Der sittliche Zustand des deutschen Volkes ..., S. 45-47.

²²⁵ Vgl. R. Koselleck, Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein, in: W. Wette (Hg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S. 324-343. „Aus dem Kriegserlebnis“, so Koselleck, „wird die Kriegserinnerung. Die Erinnerung an den Krieg ist aber keine stabile Größe, die unverändert weiterwirkt. Sie unterliegt vielmehr den Kriegsfolgen, die die Erinnerung an den Krieg überformen, verdrängen, kanalisieren, kurzum verändern können. Vieles wird vergessen, anderes bleibt hartnäckig wie ein Stachel im Bewußtsein stecken. Vieles wird verdrängt, anderes glorifiziert. Der Krieg zeitigt also Folgen, die die Bewußtseinsleistungen der Erinnerung filtern.“ S. 331.

²²⁶ S. Wegeleben, Das Felderlebnis. Eine Untersuchung seiner Entwicklung, seines Wesens und seiner Bedeutung für die Gegenwart, Berlin 1921, Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung, H.8. Kurt Tucholsky hat die Schrift 1922 rezensiert: „Aus dem Wust der widerwärtigen Kombinationen von Christus und Maschinengewehr - Feldprediger sind mir immer wie Messe lesende Huren vorgekommen - ragt eine kleine Schrift: ‚Das Felderlebnis‘ hervor.“ K. Tucholsky, Das Felderlebnis (1922), in: ders., Gesammelte Werke ..., Bd.3, S. 261-266, S. 262.

wie die in den Mappen könnten wir heute nicht mehr schreiben,[...]“²²⁷ Aber auch für die Überlieferung des in ihnen nachlesbaren Verhaltens sieht er immense Schwierigkeiten voraus, die er in der „reproduzierenden Tätigkeit unserer Erinnerung“ begründet findet. Zunächst würden alle „Erinnerungsvorstellungen automatisch eliminiert“, mit denen sich eine „Unlustempfindung“ verbinde,

„also etwa die Gedanken an ethisches oder religiöses ‚Versagen‘ im Felde, an das Lähmende der Strapazen und körperlichen Anstrengungen, das stets eigene Minderwertigkeitsgefühle auslöst, an ästhetisch stark verletzende Gefühle und dergleichen“.

Zudem

*„verlassen die Abhängigkeitsgefühle, die im Felde ein Hauptmoment für die Konstellation der jeweiligen Gemütsstimmung ausmachen. (Unterordnung unter die Vorgesetzten; Wetter, Krankheit, Kameraden usw.)“*²²⁸

Auch „macht sich eine glorifizierende Tendenz in diesen Wandlungen bemerkbar“; durch sie würden primär die mit Unlustgefühlen verbundenen Erinnerungen allmählich verbrämt. Eine Entwicklung, die endlich als „Eliminierungs- und Sublimierungsprozeß“ durch jene Ereignisse noch forciert werde, die nach dem Krieg das Kriegserlebnis zu überdecken und zu überformen begannen - von der Revolution bis zu den Freikorpskämpfen.²²⁹

Die erstaunlichen Reflexionen Wegelebens über diese Erinnerungsverschiebungen vollzogen sich selbst freilich wiederum in einem absichtsvollen Kontext. Er wurde von dem Bestreben geprägt, den vermuteten genuinen, „unübertragbaren, jeder Kultivierung“ und Instrumentalisierung spottenden Charakter des „Felderlebnisses“ gleichsam unbefleckt zu erhalten.²³⁰ Jegliche Bearbeitung, jede Inanspruchnahme durch nationale Verbände oder ein proletarisch-revolutionäres Sendungsbewußtsein, alle Mühen, seinen Gehalt konfessionell getrennt für die Kirchen zu vereinnahmen - all diese „Versuche“, so Wegeleben,

²²⁷ S. Wegeleben, Das Felderlebnis, S. 101.

²²⁸ Ebd., S. 103/104. Wegeleben orientiert sich in dieser und den folgenden Reihungen an Wilhelm Wundts Gedächtnislehre.

²²⁹ Ebd., S. 104f., S. 105/106.

²³⁰ Ebd., S. 108. „Jener Geist [des Felderlebnisses/B. U.] war primär nur im Felde möglich. Die ewigen Werte, die sich in ihm offenbaren, können mit Sicherheit nur so erhalten und gepflegt, ja selbst neu geweckt werden, daß wir sie auf die reale, allgemeingültige Basis des bewußten Christentums in unserem Volk stellen.“ Ebd. Tucholsky mag diese Passage gemeint haben, als er rezensierend kritisierte: „Pathos ist Distanz. Wird die Distanz aber zu groß, dann entsteht jene verblasene, hohle Pathetik, die sich unter protestantischem Himmel ganz besonders schlecht ausnimmt. Kein Gott der Welt schafft diese Wahrheit aus den Bezirken der Erde: ‚Wahres Christentum ist Pazifismus‘. Der Rest ist Rabulistik und vom Staat bezahlte Professorenphilosophie.“ K. Tucholsky, Das Felderlebnis, S. 265.

*„kranken innerlich unheilbar an Kompromissen und Oberflächlichkeiten. Sie sind Abschlagszahlungen einerseits, andererseits Übersteigerungen, Treibhauskulturen, deren Möglichkeit nur auf einer Verkenntung des Wesens des Felderlebnisses beruht.“*²³¹

Noch war nicht absehbar, daß eben diese, hier noch naiv-religiös beschworenen Purifikationsphantasien über die Einzigartigkeit des Erlebnisses bald darauf zum eigentlichen, bewußt irrationalen, nicht mehr hinterfragbaren Kern jener nationalrevolutionären Ideologien wurde, für deren Vertreter klar war, daß „man in einer Zeit wie dieser auch ohne Fahne marschieren kann.“²³²

Für den wohl wichtigsten und originärsten, dem Begriff erst eigentlich wissenschaftliche Bedeutung gebenden und von nahezu allen Autoren der unmittelbaren Nachkriegszeit rezipierten Kriegspsychologen stellten sich solche Probleme erinnernder Wahrnehmung kaum. Paul Plauts breit angelegter Versuch einer Kriegspsychologie schlug sich in zwei umfassenderen Beiträgen nach dem Krieg nieder.²³³

Bereits während des Krieges hatte Plaut in einem Feldpostbrief angekündigt: „Ich möchte später einmal meine Erinnerungen niederschreiben.“²³⁴ Dazu ist es

²³¹ S. Wegeleben, Das Felderlebnis, S. 115/116. Das ‚Wesen des Felderlebnisses‘ aber lag für Wegeleben in der Erfahrung des zufälligen Kriegstodes, durch das für ihn eine jenseits aller institutionalisierten Religiosität liegende Suche nach Gott ausgelöst wurde.

²³² E. Jünger, „Nationalismus“ und Nationalismus, in: Das Tagebuch, 10 (1929), H.38 v. 21.9.1929, S. 1552-1558, S. 1558. „Dem Elementaren aber, das uns im Höllenrachen des Krieges seit langen Zeiten zum ersten Male wieder sichtbar wurde, treiben wir zu. Wir werden nirgends stehen, wo nicht die Stichflamme uns Bahn geschlagen, wo nicht der Flammenwerfer die große Säuberung durch das Nichts vollzogen hat.“ Ebd., S. 1556. Vgl. auch: K. Sontheimer, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, S. 103 ff.

²³³ P. Plaut, Psychographie des Kriegers, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, Beiheft 21: Beiträge zur Psychologie des Krieges, hg. v. W. Stern/O. Lipmann, Leipzig 1920, S. 1-123; P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie, in: E. Abderhalden (Hg.), Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, Abt. VI, Teil C/I, Berlin/Wien 1928, S. 621-688. Daneben entwickelte Plaut eine umfangreiche Rezensionstätigkeit kriegspsychologischer Studien, vor allem in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ und der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“. Plauts literaturhistorische und künstlerische Interessen - er war vor dem Dr. med. (1928) mit einer Arbeit über Balzac zum Dr. phil. promoviert worden - schlugen sich in kleineren Schriften und der großen, mit psychographischen Methoden durchgeführten Befragung von über 400 prominenten Künstlern, Schriftstellern und Wissenschaftlern der Weimarer Republik zu ihrem „Schaffen“ nieder. Diese einzigartige Studie harrt noch der Wiederentdeckung. (P. Plaut, Die Psychologie der produktiven Persönlichkeit, Stuttgart 1929.) Zu Leben und Werk vgl.: I. Staeuble, „Psychologie im Dienst praktischer Kulturaufgaben“. Zur Realisierung von William Sterns Programm 1903-1933, in: A. Schorr/E. G. Wehner (Hg.), Psychologiegeschichte heute, Göttingen u.a. 1990, S. 164-173.

²³⁴ Plaut in einem Feldpostbrief v. 15./16.Okt. 1915. Im Mai 1915 kriegsfreiwillig eingetreten, kämpfte Plaut an der Ostfront und vor Verdun (1.-18.11.1916). Wegen schwerer Grippe einer Genesenden-Kompanie überstellt, wurde er, zurück an der Westfront, im Januar 1917 verwundet. Im Sept. 1917 kam die Ernennung zum Polizei-Uffz. im Krieger-Nachmittagsheim des Königl. Krankenhauses Berlin-Wilmersdorf. Zwischen Juni 1918 und Anfang Sept. 1918 nahm er an einem Ausbildungslehrgang für das Leichte MG in Elsenborn teil. Im Dez. 1915 zum Gefr. befördert (incl. Eisernes Kreuz II. Klasse), schied er als Uffz. bei Kriegsende aus. Im April 1933 ließ sich Plaut vom Zentralnachweisamt durch das RA eine Abschrift des Regimentsbefehls ausfertigen, nach dem er „nach Ausführung vieler schneidiger

nicht gekommen. Freilich entwickelte er in den Kriegsjahren eine reiche publizistische Tätigkeit und veröffentlichte kleinere Prosastücke, Berichte und Gedichte, die dem Geist der Zeit und dem zumindest nach außen hin illustrierten Selbstverständnis eines akademischen Kriegsfreiwilligen entsprachen.²³⁵ Schon während des Krieges war Plaut aber auch in Kontakt mit dem Arzt und Psychologen Otto Lipmann gekommen. Lipmann - zunächst Sekretär, dann ab 1906 Leiter des Institutes für angewandte Psychologie in Klein-Glienicke bei Potsdam - und vor allem der als erster Vertreter der angewandten Psychologie, Kinderforscher und Mitbegründer der Hamburger Universität bekannt gewordene William Stern - Vater von Günther Anders -, hatten zu Kriegsbeginn ein Frageschema entwickelt. Mit ihm sollte eine breit angelegte Erhebung unter ausziehenden Frontsoldaten angestellt werden. Nach recht ermutigenden Anfängen schritt die Zensur ein. Beanstandet wurden u.a. die Antworten zum Frageblock „Verhalten gegenüber anderen Soldaten“, insbesondere das von Vorgesetzten gegenüber Untergebenen. Es läßt sich vor dem Hintergrund des hier in Kapitel II skizzierten Kriegsalltags ermesen, wie wenig die abgefragten Erfahrungen der Soldaten mit den offiziellen Vorstellungen von ‚Kameradschaft und Gemeinschaft‘ übereinstimmten und daher zum zensierenden Eingriff führen mußten.²³⁶

Auf der Grundlage des bis zum Verbot der Befragung gesammelten Materials, eigener Aufzeichnungen, mutmaßlich während seiner Kommandierung als Polizei-Uffz. in einem „Krieger-Nachmittagsheim“ vorgenommener Erhebungen,

Patrouillen am 8.XII.15 vorm.“ zum Gefr. befördert und zum EK II eingereicht worden war. Plaut wollte damit - wie viele andere jüdische Veteranen - seine Weltkriegsteilnahme dokumentieren und das anstehende Berufsverbot verhindern. Es ist schließlich seine Frau Thekla, die die gemeinsame Flucht mit der Tochter im Jahre 1938 nach England organisiert. Vgl. B. Ulrich/A. Tramitz, „Nur jetzt nach all den Jahren denke ich daran“, in: W. Benz (Hg.), *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration*, München 1991, S. 188-198. Der militärische Nachlaß Paul Plauts wurde freundlichst überlassen von Claire Miriam Allen/Hastings. Frau Allen ist die Tochter Paul Plauts; Plaut starb 1960 66jährig in London.

²³⁵ Plaut wird darüber hinaus regelmäßiger Beiträger der „Kriegszeitung der 4. Armee“. Im Januar 1917 dankt ihm die Schriftleitung für seine „treue Anhänglichkeit“. (Brief v. 16.1.1917/Priv. Bes. C. Allen.) Daß der zur Schau gestellte Patriotismus durchaus nicht mit seiner eigentlichen Verfassung übereinstimmte, erhellt aus kleineren Bemerkungen in seinen Feldpostbriefen. „Ich bin“, so schreibt er im Okt. 1915 nach Berlin, „der einzige Jude in der Kompanie. Das wird Ihnen alles sagen.“ Ausführlich und genau werden in seinem Kriegstagebuch vor diesem Hintergrund Anlaß und Verlauf seiner Beförderungen und Auszeichnungen geschildert.

²³⁶ P. Plaut, *Psychographie des Kriegers*, Vorbemerkung u. S. 111-118, S. 113-115. Das bis zum Verbot vorliegende und von Plaut genutzte Material ist aller Wahrscheinlichkeit nach entweder 1933 bei der Plünderung des in den zwanziger Jahren nach Leipzig umgezogenen Institutes durch einen SA-Trupp vernichtet worden oder bei einem späteren Luftangriff verbrannt. (Nach Auskunft von D. H. Schuster, Institut für Soziologie/TH Aachen). Otto Lipmann beging 1933 Selbstmord; William Stern gelang die Flucht aus Deutschland. Schriftliche Anfragen beim William-Stern-Archive/The Jewish National & University Library - Jerusalem und bei der William-Stern-Gesellschaft/Hamburg brachten kein greifbares Ergebnis, ob es sich erhalten und wenn ja, wo sich das Material der Umfrage befinden könnte.

der bis dahin vorliegenden kriegspsychologischen Literatur und nicht zuletzt unter Verwendung von Feldpostbriefen - publizierten, privaten und von Kameraden zur Verfügung gestellten - schrieb Plaut dann unmittelbar nach 1918 seine Studie zur „Psychographie des Kriegers“. Er glaubte, damit den Voraussetzungen zu genügen, die während des Krieges vor allem Kurt Lewin zu der Hoffnung veranlaßt hatten, daß „von den Berichten psychologisch geschulter Kriegsteilnehmer nach dem Krieg“ viel zu erwarten sei.²³⁷

Als Methode meint die „Psychographie“ zunächst nichts weiter als die Nutzung mehr oder weniger umfangreicher Frageschemata, deren Beantwortung und Auswertung die Persönlichkeitsbeschreibung, ein Psychogramm, ergeben sollte. Dahinter stand das Ziel, ähnlich wie in der Medizin, auch für die angewandte Psychologie „eine regelrechte Kasuistik gut beobachteter Fälle“ zu bekommen.²³⁸ Die schon aus der Vorkriegszeit bekannten (Massen-)Erhebungen wurden im Krieg nicht allein vom Institut für angewandte Psychologie - zumindest dem Plan nach - weitergeführt. Mit einem bescheideneren Ansatz animierte etwa Walter Ludwig als Instruktionsoffizier bei einem Offiziersaspirantenlehrgang die Kursteilnehmer, ihre Erlebnisse in kleinen schriftlichen Berichten wiederzugeben; er ließ überdies durch einen befreundeten Lehrer an einer Verwundetenschule auch die dortigen Soldaten Stellung nehmen zu dem Thema: „Beobachtung aus dem Felde, an was der Soldat im Augenblick der höchsten Gefahr denkt, um die Furcht vor dem Tod zu überwinden.“²³⁹

Auch wenn Plaut später die psychographische Methode kritisierte, weil sie durch die Formulierung der Fragen zwar einerseits auf die Verhaltensweisen des Soldaten in bestimmten Situationen und deren „Psychogenese“ abziele, andererseits aber durch die Vorgabe der Fragen diese Situationen überhaupt erst „statuiert“ würden,²⁴⁰ so bleiben die vorgelegten und in heute teils problematisch

²³⁷ K. Lewin, Rezension von Erich Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1917, H.12, S. 161-164, S. 162. (Vgl. III.2.2.).

²³⁸ W. Stern, Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen, Leipzig 1921 (1911), S. 71; vgl. auch: ders., Über Aufgabe und Anlage der Psychographie, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1910, H.3, S. 166-190.

²³⁹ W. Ludwig, Beiträge zur Psychologie der Furcht im Kriege, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, Beiheft 21: Beiträge zur Psychologie des Krieges, hg. v. W. Stern/O. Lipmann, Leipzig 1920, S. 125-172, S. 130. Der österreichische Rittmeister und Arzt Stephan v. M day begann seine Sammelforschungen während des Krieges mit einer „Kriegspsychologischen Umfrage“ zum soldatischen „Zeitvertreib im Kriege“. (Das Frageschema ist abgedruckt in: P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie, S. 86/87.) Plaut weist auf den italienischen Arzt E. Ragazzoni hin, der unter französischen Verwundeten eine Umfrage über den Augenblick ihrer Verletzung veranstaltete. P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 20.

²⁴⁰ Gemeint waren insbesondere die mit den Fragen verbundenen Antwortmöglichkeiten, etwa: „Welches sind die Hauptquellen der sog. Kriegsbegeisterung (Vaterlandsliebe, Pflichtbewußtsein, Abenteuerlust, Freude am kriegerischen Handwerk als solchem usw.)?“ P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 111 (Frage I.1.). Die Kritik lief darauf hinaus, daß die mit den Fragen formulierten möglichen Antworten eine Vorgabe darstellten, die eher Aufschluß über die Erwartungen der Forscher als über die Gefühle der Befragten gibt. P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie, S. 631 f., S. 633.

scheinender Diktion formulierten Ergebnisse doch wertvoll. Neben der differenzierten Darstellung und partiellen Demontierung der Kriegsbegeisterung, ist dabei insbesondere - angesichts der in der Zwischenkriegszeit so intensiv wie mythisch rekonstruierten ‚Frontgemeinschaft‘ - die Analyse der Kameradschaft von Interesse. Zwar konnten die zwischenmenschlichen Beziehungen namentlich in Momenten der Gefahr dem Diktat des Aufeinander-Angewiesenseins, einer quasi zeitweiligen, „beruflichen Solidarität“ unterliegen; ansonsten aber gälte:

„Menschen, die heute zusammen im Trommelfeuer gelegen oder im gleichen Unterstand gewohnt haben, werden morgen voneinander getrennt: der eine fällt, der andere wird verwundet, der dritte scheidet vielleicht durch Krankheit aus, andere werden abkommandiert, usw.; so entstehen Lücken, die numerisch alsbald wieder ausgefüllt werden. [...] Tod und Verwundung wurde das tägliche Bild, täglich kamen und gingen sie, daß man oft kaum Zeit und Gelegenheit fand, sich mit Namen zu kennen, geschweige denn, daß man sich persönlich näher kommen konnte. So folgte notwendigerweise daraus, daß das Leben des einzelnen sich zum Eigenleben konzentrierte, daß man in erster Linie für sich selbst sorgte - jeder wurde sich selbst der nächste.“²⁴¹

Dieser Entwicklung hin zum, wie Plaut es nennt, „Nackt-Vitalen“, entsprachen in gewisser Weise auch die von ihm konstatierten Veränderungen, die an den Inhalten nicht durchweg aller, aber doch der meisten ihm zur Verfügung stehender Feldpostbriefe ablesbar gewesen wären. Abgesehen von den „schlichten Soldaten“, denen häufig „Worte des eigentlichen Erlebnisses“ fehlten und jenen „Schreibgeübten“, die „rekonstruktiv hinzuerlebten“, beobachtet Plaut allgemein eine „Abstumpfung“, wobei die „Sensibilität [...] einem immer stärker werdenden Bewußtwerden der Wirklichkeit in ihrer vollen Nacktheit“ wich.²⁴² Dies aber habe zu einer je nach Briefpartner variierenden, unterschiedlichen Offenheit der Schilderungen geführt. „Das waren tolle Tage“, schreibt ein Soldat über die Schlacht an der Aisne (April 1917), „dieses Mal bin ich noch heil davongekommen, obwohl der Tommy schon zehn Schritte vor mir und die Kompagnie umzingelt war.“ In einem anderen Brief des Verfassers, mutmaßlich an einen näheren Freund gerichtet, dem gegenüber er sich keine Beschränkung auferlegen mußte, heißt es über dasselbe Ereignis:

²⁴¹ P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 82. Der Befund wird ergänzt durch Auszüge aus dem Material des Instituts f. angewandte Psychologie: „Jeder ist sich selbst der Nächste. [...] Der Egoismus ist im Kriege zu besonderer Blüte gelangt. [...] Der Kampf um die Quartiere kommt in seiner Heftigkeit oft gleich nach dem im Graben. [...] Völliges Aufgehen im Kameradschaftsverband, völliges Teilen aller Interessen gibt es nicht und ist auch nicht denkbar. [...] verwischt [...] nicht die Unterschiede des Charakters, Standes, der Erziehung und Bildung, die dem völligen Aufgehen in der Kameradschaft entgegenstehen.“ Ebd., S. 83/84.

²⁴² Ebd., S. 101/102.

„Im Graben liegen die Leichen übereinander und stinken. [...] Die armen Verwundeten, die getragen werden müssen, haben zu warten, bis sie rankommen, und dabei versinken die Träger allmählich im Schlamm. [...] Über unserer Gruppe platzt ein Schrapnell. Der erste Mann tot: Schrapnell im Kopf, bleibt in sitzender Stellung bis zum nächsten Tage, wo wir ihn holen. Der Zweite, ein Gefreiter, tot: Kugel im Hals. Der Dritte, ein Unteroffizier, durchlöchert wie ein Sieb, Kopf, Brust, Bein und Handschuß. Lebt, kommt davon. Der Vierte, eingebulter Stahlhelm, der Fünfte, ich, der Sechste, Schuß durch das Herz, tot. Der Siebente: Schuß im Rücken, der Achte wieder tot. Alles ein Schrapnell. Wenn man all das Elend sieht, geht einem doch die Luft und die Lust aus.“²⁴³

Das aus solchen Waffenwirkungen resultierende Gefühl der Ohnmacht drohte in der Tat, wie Plaut festhält, „zum Protest zu werden“. Für ihn bleibt es daher ein „Mysterium“, warum der „Streik nicht in einem freien Augenblick zum Ausbruch kam als flammender Protest, als Kampf gegen den Kampf“ - ungeachtet der individuellen Verweigerungshaltungen, ungeachtet auch der „aus instinktiven Motiven wie Furcht und Angst vor Tod und Verwundung“ desertierenden oder überlaufenden Soldaten.²⁴⁴ Die einzig mögliche Erklärung liegt für Plaut in der wenngleich aufgeweichten, so doch nie ganz aufgehobenen Macht der Disziplin:

„In Ihr regelt sich das ganze militärische und aussermilitärische Leben, alle Bewußtseinsmomente stehen unter ihrem Zwange, ebenso wie auch das ganze Gefühlsleben durch sie ihren steten Akzent erhält.“²⁴⁵

Die „Psychographie des Kriegers“ wurde schließlich von Plaut durch eine auf die Dauer des Krieges begrenzte und nur auf in diesem Zeitraum als spezifisch erkannte Handlungs- und Gefühlsabläufe ausgerichtete „Situationspsychologie“ ersetzt. Sie spielte die zentrale Rolle in Plauts Beitrag zu Abderhaldens „Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden“ (1928). In diesem von Anlage und Diktion her bemüht wissenschaftlichen Aufsatz definierte Plaut die Kriegpsychologie als ein „Grenzgebiet“ zwischen dem „Normalpsychologischen“ und dem „Psychopathologischen“, in dem die Soldaten als von bestimmten Kriegssituationen abhängiges „Kollektivum“ zum Gegenstand werden.²⁴⁶ Der temporäre Aspekt des hierbei ausgeübten Zwanges (zum Soldat-Sein) war von zweifacher Bedeutung: zum einen manifestierte sich in ihm die starke, nie ausgelöschte Beziehung zur „Friedenswelt“, zum anderen hatte diese „Temporärität“ Folgen für die „psychische Struktur“ der großen Masse der Weltkriegssoldaten; die nämlich

²⁴³ Ebd., S. 102/103.

²⁴⁴ Ebd., S. 90.

²⁴⁵ Ebd., S. 91.

²⁴⁶ P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegpsychologie, S. 622.



Vom stellvertretenden Generalstab zur Veröffentlichung freigegebene Aufnahme des „Leipziger Presse Büros“

bestehe zum überwiegenden Teil aus „Individuen, die im Frieden militäruntauglich waren, nun aber durch die Notlage des Augenblickes kriegstauglich wurden.“²⁴⁷

Bereits bei Dreiling konnte gezeigt werden, daß eben diese von Plaut konstatierte Ausgangslage jeder Kriegspsychologie - die eigentlich mißglückte oder doch nur durch Zwang stabilisierte Verwandlung von Zivilisten in Soldaten - tiefe Spuren in der Rezeption seiner Studien hinterlassen hat. Für Plaut kann nicht die Masse der Soldaten „abnorm“ sein - selbst nicht in ihren kriegsneurotischen Ausprägungen -, sondern nur die „Situation“,²⁴⁸ in die ein Kollektivum hineingestellt ist.“ Eine Einschätzung, die es Plaut erlaubt, einen Angriff auf die Psychoanalyse zu unternehmen, die auch in dieser Frage wieder „dem Übel ihrer

²⁴⁷ Ebd., S. 659f, S. 659/660.

²⁴⁸ Ebd., S. 668. Für Plaut ist in diesem Kontext die Zusammenarbeit der Psychologie mit der Soziologie und Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung. Ein Ziel, das für den Bereich der Kriegspsychologie nicht verwirklicht werden konnte. Allerdings gelang es - in der Tradition des von William Stern und Otto Lipmann gegründeten Instituts für angewandte Psychologie - auf anderen Gebieten, „Sammelforschungen“ zu betreiben. Vgl. O. Lipmann/P. Plaut (Hg.), Die Lüge - in psychologischer, philosophischer, juristischer etc. Betrachtung, Leipzig 1927. Psychologie als Bestandteil geistes- und sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsanalyse bleibt für Plaut Inbegriff ihres erwünschten, an der Praxis orientierten und letztlich sozialen und sozialpsychologischen Reformen verpflichteten Charakters.

Grundtendenz, die hinlänglich bekannt ist“, unterliege. Die Diagnose und Therapie der Neurotiker ginge nicht von der eigentlichen Kriegssituation aus, sondern suche ihre Ursachen letztlich im libidinös durchsetzten Unterbewußten, schließe dabei jedoch die zwangsweise Verankerung des Individuums im militärischen Kollektiv in ihrer Bedeutung völlig aus. „Wo es zu abnormen Reaktionen kommt, handelt es sich in Bezug auf das kollektive Verhalten um abnorme Affektionen, wie dies am evidentesten bei dem Phänomen der Panik in Erscheinung tritt. Auf dieses Phänomen kann beispielsweise [...] das Kriterium des ‚Selbsterhaltungstriebes‘ im Sinne der Psychoanalyse“ keine „Anwendung finden“. Auch Freuds Analyse der Panik militärischer Formationen, die er in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) unternimmt, findet keine Gnade vor Plauts Augen. Die hier als Ursache skizzierte, verlorengegangene libidinöse Bindung an den Führer wird ebenso als dem Zwangscharakter des militärischen Kollektivs nicht adäquate These verworfen wie Freuds allerdings auch aus der Rückschau sehr zweifelhafte Auffassung, der eigentliche ‚Dolchstoß‘ in den Rücken des Heeres wäre die Kriegsneurose gewesen.²⁴⁹

Aus diesem grundsätzlichen Ansatz resultiert nicht allein eine Absage an jegliche Typologie von Soldaten - der Soldat „rechnet nicht mit Typen, sondern nur mit Gelegenheiten“, Gelegenheiten, zu überleben²⁵⁰ -, sie implizierte auch die strikte Nutzung von Ergebnissen psychologisch geschulter Beobachter des Krieges und die von aktuellen schriftlichen Fixierungen der Erlebnisse in Feldpostbriefen.

Gegenüber den kriegspsychologisch motivierten, an der militärischen Zukunft orientierten Erfahrungsauswertern, zeichneten sich die von Plaut, Dreiling und anderen verfaßten Untersuchungen durch das Bemühen aus, möglichst nahe an Realität und Praxis des Front-Alltags und seiner individuell-psychischen ‚Bewältigung‘ zu bleiben. Die dabei gewonnenen, freilich kaum publizitätsträchtigen und gemeinhin nur von einem kleineren, im Falle Plauts nur von einem Fachpublikum rezipierten Ergebnisse ihrer Erhebungen und Beobachtungen, verdankten

²⁴⁹ P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie, S. 669; ders., Rezension S. Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse; A. Szirtes, Zur Psychologie der öffentlichen Meinung, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1921, H.223. Vgl. S. Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Die Zukunft einer Illusion, Frankfurt/M. 1974, S. 36ff, S. 50ff.

²⁵⁰ P. Plaut, Prinzipien und Methoden der Kriegspsychologie, S. 680. Allerdings hindert dies Plaut nicht, eine mutmaßlich potentieller Anwendung der Kriegspsychologie geschuldete Definition des ‚tauglichen Soldaten‘ mit - in der „Vulgärsprache“ - „,starken Nerven“ -, zu versuchen: als „tauglich erweist sich derjenige Soldat, der, weil er die Zwangsmäßigkeit der gegebenen Notwendigkeit erfaßt hat, bewußt jede Reaktion unterdrückt oder verdrängt, die innerhalb der Notwendigkeit als ‚unzweckmäßig‘ gelten muß, ganz gleichgültig, ob ihm persönlich die ganze Situation als unzweckmäßig oder unsinnig erscheint.“ Insbesondere komme es darauf an, alle „Momente“ auszuschalten, „die ihn diskollektiv belasten, etwa von der moralisch-ethischen Seite her usw.“ Dies aber könne nur gelingen, wenn sich der Einzelne als „Glied der kriegerischen Gruppe oder Masse fühlt.“ Ebd., S. 685.

ihre Überzeugungskraft unter anderem der konsequenten, wenngleich immer auch quellenkritischen Nutzung von Feldpostbriefen.

Damit hatte Plaut zugleich frühzeitig die Darstellungshierarchie traditioneller Kriegsgeschichte durchbrochen, die aus der Sicht höherer Offiziere heraus geschrieben zu werden pflegte. Sein Wunsch allerdings, mit diesem ersten Deutungsversuch, Historiker für die psychohistorische Aufarbeitung des Weltkriegserlebnisses zu gewinnen, erfüllte sich ebensowenig wie die Hoffnung, eine eigenständige Kriegspsychologie zu etablieren; sie sollte sich in ihrem erfahrungsgeschichtlichen Zugriff scharf von der bloß psychotechnischen Militärpsychologie abgrenzen, die sich mit wachsendem Einfluß der Rekrutierung und Selektierung neuer Soldaten widmete.

Es läßt sich nur spekulieren, welcher Verlauf und welche Auswirkungen für Überlieferung und Modellierung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik zu konstatieren wären, wenn es zu einer von Plaut immer wieder geforderten Zusammenarbeit zwischen einer authentischen Kriegspsychologie und einer über ihr Selbstverständnis und Ziel demokratisch aufgeklärten (Kriegs-)Geschichte im Sinne etwa Martin Hohohms gekommen wäre. Auch wenn die Hoffnung Plauts, die „Geschichte und die mit ihr arbeitenden Psychologen“ mögen den Krieg als „objektive, historische Tat würdigen und begreifen“, in ihrer Wortwahl unglücklich scheint, so bleibt doch die damit ebenfalls zu Protokoll gegebene Einsicht, nach 1918 wäre das „Erlebnis des Krieges für den Deutschen ein deutsches, für den Franzosen ein französisches, für alle ein nationales, subjektives Erlebnis“ geblieben, so richtig wie für den weiteren Fortgang verhängnisvoll.²⁵¹ Denn das kaum realisierte, der demokratischen Zukunft verpflichtete Programm der Erforschung und Aufarbeitung des Weltkrieges hinterließ ein Sinn-Vakuum, das nach der nationalsozialistischen Wende seine Sogwirkung voll entfalten konnte.

²⁵¹ P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 110.